

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

Wahlkämpfen brachte er Hitler sicher und mit Sturmesschnelle von einer Massenversammlung zur ändern.

Die deutsche Wehrmacht beklagt unter den Toten dieses Jahres zwei ihrer Besten. Im hohen Greifenalter starb der „Löwe von Brzeziny“, General Litzmann. Den Namen des Schlachtortes kann auch der Hinfende nicht aussprechen, aber den Verlauf der Schlacht kennt er genau. Die deutschen Truppen waren von Russen eingeschlossen und die jubelten schon Sieg, da durchbrach der General mit seinen mutigen Soldaten die feindlichen Reihen und verkehrte die drohende Niederlage in einen herrlichen Sieg. Litzmann war uns aber auch als treuer Gefolgsmann Hitlers lieb.

Mitten aus vollstem Schaffen heraus wurde Weber, der Generalstabschef der jungen deutschen Luftwaffe zur Großen Armee abberufen. Als Göring ihn vor einigen Jahren an seinen neuen Arbeitsplatz stellte, da lernte der fast fünfzigjährige General fliegen. Er wollte den Männern, die er führte, ein Vorbild sein und von niemanden eine Tat verlangen, zu der er nicht selber bereit war. Mit seinem Flugzeug stürzte der Wacker tödlich ab.

Am 30. Mai, dem Tage der Schlacht von Skagerrak, wurde in Unwesenheit des

Führers das Marineehrenmal in Laboe an der Ostsee geweiht. Ein trutziger Turm kündigt weit über das Meer hin von dem Heldenmute der Matrosen, die auf dem Meeresgrunde ruhen. Das Lannenberg-Denkmal erhielt vom Führer die stolze Bezeichnung „Reichsehrenmal“. Hier hat der Feldmarschall Hindenburg inmitten seiner gefallenen Kameraden die wohlverdiente Ruhe gefunden. Wenn am Heldengedenktage den geliebten Streitern zur Ehre die alte Reichskriegsflagge an den Fahnenmasten emporsteigt, dann weilt der Deutschen Herz am Ehrenmal.

Das November-Deutschland schien in Feigheit und Schande zugrunde zu gehen, als 1923, am Jahrestage des Verrats, deutsche Männer vor den Augen der ganzen Nation für Ehre und Freiheit marschierten und starben. Vor der Feldherrnhalle in München fielen 16 Gefolgsmänner Adolf Hitlers. Diese ersten Blutzengen der nationalsozialistischen Bewegung wiesen dem verirrtten deutschen Volk den Weg aus Schande und Not. Auf dem Platz, auf dem sie fielen, wurden im vergangenen Jahre zwei Säulenhallen errichtet. Dort wurden am 9. November die Toten feierlich beigesetzt, dort halten die Helden nun ewige Wache für Deutschland.

## Die Jungfrau von Hemmingstedt

Skizze von Kurt Kühns

Ein trüber Himmel hing über der holfsteinischen Westküste; mit schweren Wogen rollte das Wattenmeer gegen den flachen Strand, und die grüne Marsch, jetzt weiß bestäubt von dem darüber hinwegenden Schnee, verlor sich in unsichtiger Ferne in den grauen Schleiern des winterlichen Wetters. Über die hohen Seedeiche, die die Marschen schützend einbeggen, schaute hier und da das dunkle Rohrdach, der breite Giebel eines Marschenhofes mit den gekreuzten Pferdeköpfen auf seinem First oder der Kirchturm eines

Kirchspiels mit seinen schwer gefügten Feldsteinflanken.

Himmel und Marsch, dazu in der Ferne das Brausen des Meers, das Hohe Lied der Ewigkeit. Sonst heilige Stille weit hin, nur ein verwehter Blodenklang, den der rauhe Nordwest herüberträgt, — das ist das Land Dithmarschen, dem Meere abgerungen und dem Meere entstiegen in jungfräulicher Schöne und Herbheit. Wer von den Kindern dieses Landes, ernst, still verschlossenen Menschen, möchte dies Land nicht lieben? Wer von den starken,

biedern Männern möchte nicht seinen letzten Blutstropfen diesem heiligen Boden weihen?

Da, wo die alte Landstraße von Melendorf nach Heide zog, lag, wie heut, schon in frühen Zeiten das Dorf Hohenwöhrden. Es war die Kirchenglocke von Hohenwöhrden, deren Klang in die stille Marsch hinaus schallte. Auf der Landstraße und den Wegen, die, von breiten Gräben gefaßt, durch die Marsch führten, zogen Trupps bewaffneter Männer, den Spieß über der Schulter statt Hacken und Spaten, und auf dem Kirchplatz herrschte ein buntes Gedränge: eine Bauernschaft nach der andern traf ein. Sechs Geschütze, alte, schwerfällige Eisenrohre auf hochrädigen Lafetten, gezogen von kraftstrotzenden Bauernpferden, standen an der Kirchhofsmauer aufgeföhren, und ein heiliger, stiller Ernst, eine eiserne Entschlossenheit lag auf den Gesichtern all der Männer in Brünne und Eisenkappe, die da vom Jüngling bis zum Greis in einer Front standen, ihre Heimat zu schützen. Denn der Dänenkönig mit einem gewaltigen Heer von Rittern und Knechten rückte heran, das freie Dithmarschen seiner Freiheit zu berauben, den freien Bauernstaat zu einem Vasallen seiner Krone zu machen. Das war im Februar des Jahres 1500.

Eine neue Mannschaft traf ein, und an ihrer Spitze ritt auf einem kräftigen Schweiffuchs mit heller Mähne und einer weißen Blässe auf der Stirn, ihr Führer, ein breitschultriger Mann in den besten Jahren; volles, blondes Haar quoll unter seiner Eisenkappe hervor, und unter der freien Stirn blitzten ernste, blaue Augen von jenem versonnenen und nachdenklichen Ausdruck, wie er den Marschenbauern so oft eigen.

In die Tür des Hofes, der gegenüber der Kirche lag, trat ein hochgewachsenes Mädchen, auch sie blond und blauäugig, auf den Wangen die frische Röte, die der Seewind verleiht.

„Stell deinen Fuchs bei uns unter, Wolf Isebrand!“ rief sie herüber, „und sei unser Gast, solange der Heerbann hier steht.“

„Ich danke dir, Christine“, erwiderte Wolf Isebrand und schwang sich aus dem Sattel. Damit führte er sein Pferd in das Tor des Hofes, der nach Landesart Stall, Scheune und Wohnräume unter einem Dach vereinigte, und stellte es in einer der Buchten, in denen die Pferde standen, unter.

Die beiden traten durch die Tür in die Diele, die die Wohnküche mit dem offen am Boden brennenden Herdfeuer enthielt. Kunstvoll geschnitzte alte Schränke, Truhen



„Trinke ein Glas Warmbier!“ lud Christine ein.

und Stühle bildeten die Einrichtung; an den Wänden hingen Bretter mit Rannen und Tellern aus blitzendem Messing.

„Trinke ein Glas Warmbier!“ lud Christine ein und schenkte einen Becher aus dem über dem Feuer hängenden Kessel ein. „Das tut gut bei solchem Wetter.“

„O ja, ich danke dir“, entgegnete Wolf Isebrand und tat einen tiefen Zug. „Bist du allein zu Hause?“

Christine nickte. „Vater ist bei seiner Mannschaft, und Mutter versorgt draußen die Ankommenden mit Speise und Trank. — Es wird einen harten Kampf gegen die Dänen geben?“

Wolf Isebrand schwieg einen Augenblick. „Das wird's wohl“, gab er dann zur Antwort. „Aber unser Dithmarschen bekommen sie nicht.“ Er pochte mit der Hand auf die eichene Tischplatte, und seine Lippen schlossen sich fest.

„Dafür sorgt, wenn keiner, Wolf Isebrand, der Deichgraf“, versetzte Christine, und in ihre Augen trat ein eigenes Leuchten.

„Ich bin ja nicht allein da“, wehrte Wolf bescheiden ab. „Aber fehlen soll's an mir nicht!“

„Keiner kennt ja die Schleusen und Gräben so wie du!“ erwiderte Christine, wieder das eigene Leuchten in den Augen.

„Habe mich vielleicht zuviel darum gekümmert“, entgegnete Wolf Isebrand. „Bin ein alter Junggesell über dem ewigen Bauen und Vermessen geworden. Mein Leben wird mir einsam.“

Christine machte sich am Feuer zu schaffen, dessen aufflackernde Glut die in ihre Wangen steigende Röte verbarg.

Wolf Isebrand schweig einen Augenblick. „Ich habe Umschau unter den Töchtern des Landes gehalten“, fuhr er fort, — schwer lösten sich die Worte von seinen Lippen. „Keine hat mir gefallen, nur du. Eh' ich den Freiwerber schicke, muß ich wissen: willst du Herrin auf Isebrands Hof werden? Deine Eltern, glaub ich, wären einverstanden. Auf dich kommt's an.“

Das Feuer der Herdstelle flammte in heller Glut, und in heller Glut flammten Christinens Wangen. „Ja, Wolf Isebrand, — ich will!“ sagte sie leise.

Er faßte ihre Hand mit eisernem Druck; ein tiefer Atemzug hob seine Brust. „Ich will dich lieben und ehren ein Leben lang!“ Er sprach es mit bebender Stimme wie einen Schwur. Einen Augenblick machte er Miene, sie an seine Brust zu ziehen. Nein! Erst nach dem öffentlichen Verspruch! Keine Hand durfte die Jungfrau berühren.

„Es bleibt noch unter uns, nicht?“ fuhr er fort. „Jetzt gehört unser Leben dem Vaterland!“

„Ja! Jetzt gehört unser Leben dem Vaterland!“ wiederholte Christine.

Draußen entstand eine Bewegung. „Die Achtundvierziger sollen zusammen-treten!“ ging der Ruf von einer Bauernschaft zur andern. Die Achtundvierziger waren die Geschworenen der vier so-

genannten „Döften“, der vier Gaue, die den Landtag bildeten.

„Leb wohl!“ sagte Wolf Isebrand kurz. Ein Händedruck, ein Blick aus liebenden Augen, und er trat auf den Kirchplatz.

Auf dem Friedhof vor der Kirchentür versammelten sich die Geschworenen. Der Landesälteste nahm das Wort: „Unsere Rundschafter haben Gefangene eingebracht, die uns die Stellung des Feindes verraten haben. Das feindliche Heer unter dem König Johann von Dänemark und seinem Bruder, dem Herzog Friedrich von Holstein, hat in Meldorf ein Lager bezogen. Der König beabsichtigt, morgen auf der Straße nach Heide vorzurücken, um zunächst unsere Städte, Meldorf, Heide und Lunden, in seine Gewalt zu bringen. Wie wehren wir dem Einmarsch? Wo nehmen wir Stellung? Wer weiß Rat?“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Da trat Wolf Isebrand vor. „Die Straße von Meldorf nach Heide“, sagte er, „führt auf Hemmingstedt. Kurz vor Hemmingstedt gabelt die Straße: nach Lieht und Hohenwöhrden links; nach Heide rechts. Sie tritt hier, von hohen Gräben gesaßt, in das Moor. Dort liegt die Dufendüwelwarf — jeder von euch kennt sie —, die einzige Erhebung ringsum. Dort legen wir die Schanze an, die das Geschütz aufnimmt. Die Hauptmacht bleibt in Hohenwöhrden, um sie einzusehen, wenn es Zeit ist. Ein Schleusenkommando geht nach Ketelsbüttel. Ausbreiten kann sich das dänische Heer nicht in dem sumpfigen Gelände. Hier hauen wir es zusammen. Und was die Waffen nicht schaffen sollten, das schafft das Flutwasser, wenn wir die Schleusen von den Seeedeichen öffnen.“

„Heil, Wolf Isebrand!“ tönte es Wolf entgegen. „Dat is 'n Plan!“

„Wolf Isebrand“, sagte der Landesälteste, „kurz und gut: ich übertrage dir den Oberbefehl über unsere ganze Streitmacht. Mit Gott! fang dein Werk an!“

„Meine Nordenhamminger sollen antreten“, befahl Wolf Isebrand. „Ein Wagen soll alle Spaten, Hacken und

Weidenkörbe zusammenholen und nachfahren.“

Mit seinen Nordenhammingern rückte Wolf ab; er ging zu Fuß an ihrer Spitze; dumpf schlugen die Trommler das Kalbfell.

Wieder stand Christine in der Tür ihres väterlichen Hofes und winkte den Abrückenden nach. Stumm erwiderte Wolf ihren Gruß.

In kaum einer Stunde hatte die Abteilung nach beschwerlichem Marsch auf dem winterlich aufgeweichten Moorweg die Dufenddüwelwarf erreicht. Stangen und Meßkette, seine liebsten Gewaffen, hatte Wolf Isebrand mitgenommen. Er begann zu messen und zu rechnen. Bald senkten sich hundert Spaten und Haden in die jähe Moorerde, und, als der kurze Februartag sich neigte, stiegen die Anfänge des Walls senkrecht über den breiten Moorgräben empor.

Indes hatten die Bauernschaften in den Höfen von Hohenwöhrden Massenlager bezogen. Die Frauen hatten zu schaffen, all die Gäste unterzubringen und zu bewirten.

Mit Dunkelwerden trat auch Klaas Klaassen, Christinens Vater, ein großer, schwerer Mann, in die Wohnküche, in der Frau und Tochter eben in einem Riesenkessel die Abendsuppe für ihre Einquartierung kochten.

„Die Achtundvierziger sind eben noch einmal zu einem Spruch zusammengetreten“, sagte er. „Die Gefangenen haben weiter ausgesagt, der Dänenkönig führe nicht nur ein Ritterheer von vielen tausend Pferden gegen uns, sondern auch die Schwarze Garde, eine Landsknechttruppe, aus Kriegsknechten aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt und geführt von dem Junker Schlenz, Teufelskerle, die noch keiner besiegt habe.“

Die Frauen hielten in ihrer Beschäftigung inne und sahen den Alten starr an.

„In Anbetracht der großen Not unserer Heimat“, fuhr Klaas Klaassen fort, „erinnerte der Vogt von Lund an die Tat der Friesen im Jahre 1319, die in gleicher Lage eine Jungfrau, die ewige Jungfrau-

schaft schwören mußte, erwählten, um ihnen das Banner voranzutragen. Sie haben damals gesiegt. Unsere Geschworenen haben den gleichen Beschluß gefaßt. Zur Bannerträgerin wählten sie dich, Christine!“

Christine fuhr zusammen; die Arme sanken ihr schlaff am Körper herunter; aus ihrem Gesicht war alles Blut gewichen.

„Du bist vierundzwanzig Jahre alt und hast alle Freier verschmäht“, sagte Klaas Klaassen, „und du bist eine herbe und stolze Deern. Darum fiel die Wahl auf dich. Es ist ein großes Opfer, das von dir für alle Zukunft verlangt wird. Aber für sein Land muß jeder, Mann wie Frau, sich zu opfern bereit sein.“

Christine war stumm auf einen Sessel gesunken. Sie erwiderte kein Wort.

„Ich verlange, daß du den Eid leistest“, schloß Klaas Klaassen. „Du und wir alle würden ehrlos sein, wenn du ihn weigerst.“

Wieder schwieg Christine. Tausend Gedanken jagten durch ihr Hirn wie aufstiegender Funken eines Brandes vor dem Sturm. „Ich bitte mir eine Bedenkzeit aus“, sagte sie tonlos, „bis morgen früh.“

„Gut!“ entgegnete Klaas Klaassen. „Morgen früh, ehe der Heerbann auszieht, sollst du vereidigt werden.“

Christine ging mit wankenden Knien auf ihre Kammer. Sie schluchzte heiß auf. Das verlangte man von ihr? In der ersten Stunde ihres jungen bräutlichen Glücks? Da leuchtete ein Stern der Hoffnung in ihr Herz. Zu ihm! Seinen Rat hören! Er würde den Arm schützend um sie schlingen, und alles war gut.

Sie zog ihre Pelzjacke an, schlug ein Tuch um den Kopf und eilte mit fliegenden Schritten den Moorweg nach der Dufenddüwelwarf hinab.

Schon von weitem leuchtete ihr Fackelschein entgegen. Wolf Isebrand ließ bei Nacht weiter an der Schanze arbeiten; morgen vor Tag mußte sie fertig sein.

Christine eilte durch die Reihen der arbeitenden Männer. Da sah sie Wolf Isebrand droben auf der Wallzinne stehen.

Er sprang herab. In fliegenden Worten erzählte ihm Christine das Vorgefallene.

Wolf Isebrand schwieg. Er atmete schwer. „Und du?“ fragte er endlich, „wie hast du dich entschieden?“

„Wir werden ehrlos, wenn ich mich weigere, sagte Vater!“ stieß Christine hervor.

Wieder schwieg Wolf Isebrand. Er kämpfte schwer mit sich. Dann nickte er langsam. „Wen das Vaterland ruft, der hat zu folgen“, entschied er. „Wer es nicht tut, der ist ehrlos, — dein Vater hat recht. Ich muß es dir sagen, — und wenn mir das Herz dabei bricht.“

„Alles in mir hat sich aufgebaut, als Vater das aussprach!“ stieß Christine hervor. „Ich habe dich lieb gehabt, Wolf Isebrand! Aber ehrlos werden mag ich nicht.“

„Das sollst du nicht!“ rief Wolf Isebrand leise. „Dich ruft das Vaterland wie mich. Wir gehen beide!“ Er führte sie abseits. „Lebwohl, meine Christine!“ Und mit einem Beben in der Stimme: „Lebwohl für immer!“ Er schlang in jäh ausbrechendem Gefühl beide Arme um sie. Einen Augenblick brannten ihre Lippen aufeinander. Dann machte Christine sanft sich los und eilte heim durch die finstere Nacht. —

Trübe, neblig, mit Schneeschauern und kaltem Winterregen brach der andere Morgen an. Wolf Isebrand stand auf der Zinne seiner Schanze und spähte in das Nebelgrau des trüben Wintermorgens. Er hatte alles in sich niedergelungen. Das Wohl und Wehe, Leben und Tod seiner Landsleute lagen in seiner Hand. Alle anderen Gedanken hatten zu schweigen.

In der Ferne bei Meldorf klang Geschützdonner. Wolf Isebrand horchte auf.

Was war das? Feierten sie dort schon den Sieg im voraus? Er begann zu rechnen. Wenn das feindliche Heer jetzt aus Meldorf abmarschierte, konnte es gegen Mittag hier sein. Um 12 Uhr setzte das Hochwasser ein. Wenn dann die Schleusen in Ketelsbüttel geöffnet wurden, drang das Flutwasser gerade in der Zeit in die Gräben und überflutete die Marsch, in der das feindliche Heer sich zum Angriff auseinanderziehen würde. Dann wollten sie vorbrechen und die Dänen in die überfluteten Gräben werfen!

Er fertigte einen Läufer nach Ketelsbüttel ab mit dem Befehl, beim Einsetzen der Flut die Schleusen der Seedeiche zu öffnen. Leichtfüßig eilte der Läufer davon.

Zur selben Zeit traten in Hohenwöhrden die Bauernschaften auf dem Kirchplatz an.

In ihrer Kammer saß Christine, die Augen feucht von Tränen. Ihre Mutter war bei ihr und schmückte sie zu der heiligen Eidesleistung. „Ist es so schwer, mien Kindting?“ fragte sie und streichelte mit ihrer arbeitsiharten Hand die weiche Wange der Tochter.

Christine nickte.

„Das Leben der Frau ist ja immer Opfer“, fuhr die Mutter fort. „Sieh, alle, die da draußen stehen, — wir alle hoffen auf dich. Ich will dich nicht zu einem solchen Opfer zwingen, bei Gott nicht! Aber wenn du es nicht bringst, ich sage dir, du kommst nicht mehr davon los, nachdem es von dir verlangt ist. Es ist dein Schicksal.“

Christine weinte leise, bittere Tränen.

Ein schwerer Tritt, der Vater trat ein. „Bist du bereit, mien Döchting?“ fragte er mit einer unsicheren Stimme. „Endgültig bereit?“

„Ja, Vater!“ erwiderte Christine. Sie stand auf. Eine stille Blut leuchtete aus

A D O L F H I T L E R :

Nur ein genügend großer Raum  
auf dieser Erde sichert einem Volke die Freiheit des Daseins.

ihren Augen. Alle hofften auf sie! Das Vaterland rief sie wie ihn, hatte Wolf Isebrand gesagt. Ja, sie gingen beide. Einen anderen Weg freilich, als sie gedacht hatten. Es war ihr Schicksal. Klaas Klaassen nahm sie bei der Hand und führte sie zur Kirche hinüber. Die Geschworenen füllten den kleinen Raum; leise spielte die Orgel. Das flackernde Licht der Altarkerzen fiel über ernste, ergriffene Gesichter. Der Landesälteste hielt die Fahne in Händen, und, die Rechte auf das Fahnenstück legend, leistete Christine mit fester Stimme den Eid. —

Noch immer stand Wolf Isebrand in Schneetreiben und Sturm auf der Zinne der Schanze und spähte nach dem Feinde aus. Da nahte auf dem Wege von Hohenwöhrden her der Heerbann der Bauern, feierlich wie eine Prozession; voran schritt Christine, das wehende Banner mit dem Kreuz in Händen, den Brautkranz ihrer Mutter im goldblonden Haar. Dumpf schlugen die Trommler.

Wolf Isebrand biß die Zähne zusammen. Er wandte sich ab und blickte wieder nach dem Feinde aus. Die Schneeböden waren vorübergezogen; man gewann einen Ausblick in das flache Land. Da wurde es dort hinten auf der Straße von Meldorf lebendig. Grau wälzte sich der dänische Heerbann heran, ein Wald von Speiszen. Voran die Schwarze Garde.

„Macht die Geschütze fertig!“ befahl Wolf Isebrand. „Alles bleibt in der Schanze und in Deckung, bis ich Befehl zum Vorgehen gebe. Christine, gib dein Banner her!“

Sie reichte es ihm, und er stieß es in die Zinne des Walls. „Hier bleibt es stehen, solange wir kämpfen. — Du, Christine, geh heim, du hast das Deine getan.“

Indes hatten die Kanoniere fertig gemacht. Eine furchtbare Salve donnerte der Garde entgegen. Diese spritzte auseinander. Ein Ritter, ein riesiger Mann in vergoldeter Rüstung, sprengte vor und ordnete die Kolonnen zum Angriff: der Junker Schlenz.

„Woahr' di' Buer, de Garde, de kummt!“ klang der Schlachtruf der Garde tausendstimmig herüber. Musketen knallten, die Bolzen der Armbrüste schwirrten wie ein Hagel durch die Luft.

Jetzt hatte auch das feindliche Geschütz Stellung genommen. Die Erde auf dem



Voran schritt Christine, das wehende Banner mit dem Kreuz in Händen.

Wall spritzte unter den Einschlägen der schweren Stückfugeln.

Wieder rechnete Wolf. Jetzt hatten sie in Ketelsbüttel die Schleusen gezogen. In einer halben Stunde mußte das Flutwasser hier sein.

„Schießt, Männer, schießt!“ rief er. „Die Pifenträger formieren hinter der Schanze drei tiefe Kolonnen!“ Es geschah.

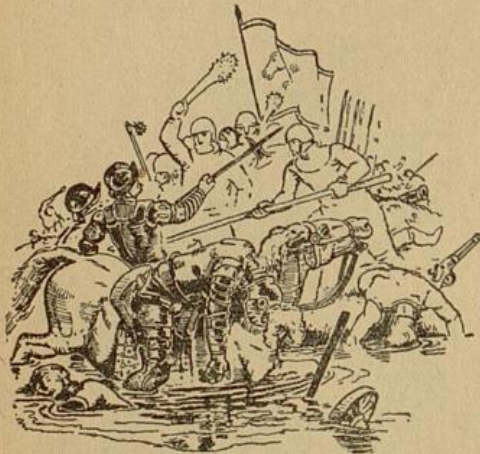
Die Garde drüben schwenkte ab, die Schanze in der Flanke zu fassen.

Noch immer stand Wolf Isebrand auf der Zinne des Walls. Neben ihm Christine — sie war nicht heimgegangen — und hatte beide Hände um den Fahnenstift gelegt. Sie wollte bei ihm bleiben bis zum letzten Augenblick. Was galt ihr noch das Leben?

„Zieht die Stiefel aus, damit ihr besser durch die Gräben kommt!“ schrie Wolf

Isebrand den Pikenträgern zu, und, als alles fertig war: „Die erste Kolonne der Speerträger — marsch! — Woahr' di', Garde, de Buer, de kummt!“

„Woahr' di', Garde, de Buer, de kummt!“ Tausendstimmig pflanzte sich der schnell aufgenommene Schlachtrup fort. In wildem Anlauf setzte die Kolonne über den ersten Graben, — krachend stießen die



Das Roß des Ritters brach unter hundert Speerspitzen zusammen, den Junker unter sich begrabend.

Fronten aufeinander. Eisern standen die Garden. Zurück die Bauern! Bis an die Schanze wurden sie geworfen.

„Die zweite Kolonne vor!“ befahl Wolf Isebrand von der Zinne der Schanze herab mit eiserner Ruhe.

Ein wildes Getümmel wälzte sich unter der Schanze dahin und um deren zurückgebogene Flanken. Da begann es in den Gräben zu brodeln und zu rauschen, das Flutwasser. Schon stieg es über die Borde. Jetzt war es Zeit! Wolf Isebrand sprang mit einem Satz von der Wallfrone hinab. Mit der dritten Kolonne warf er sich in das Getümmel. Schon bis ans halbe Knie kämpfte man im Wasser.

Mitten im Gewühl leuchtete der Goldharnisch des Junkers Schlenz. Auf ihn richtete Wolf Isebrand den Angriff seiner geschlossenen Kolonne. Wie ein Keil spaltete diese die kämpfenden Linien. Der Junker warf sich den Andringenden entgegen. Wolf Isebrand rannte seinen

Spieß dem Ritter gegen den Harnisch, doch der Spieß bog sich wie ein Hafenkamm. „Schla't dat Perd!“ schrie Wolf Isebrand, und das Roß des Ritters brach unter hundert Speerspitzen zusammen, den Junker unter sich begrabend. Man zerrte ihn hervor; ein Duzend schwerer Streitkolben fauete auf ihn nieder. Die ergrimmtten Bauern warfen den Leichnam samt dem Roß in den nächsten Graben.

Die Marsch hatte sich jetzt in ein brausendes Meer verwandelt. Entsetzt packte die Gardisten. Wie die Teufel fielen die Bauern über sie her. Die Garden wollten fliehen, sie konnten nicht. Sie versanken in ihren schweren Rüstungen und Stiefeln im Schlamm, und zu Hunderten wurden sie erschlagen. Ganze Fähnlein wurden in die tiefen, jetzt zu reißenden Flußläufen geschwellenen Gräben gejagt; die schweren Harnische zogen sie hinab, und sie ertranken.

Das Ritterheer, eingekesselt auf dem schmalen Wege, war zur Untätigkeit verurteilt. Die Garde war erledigt. Wolf Isebrand richtete den Stoß seiner Kolonnen auf die Reiter. „Schla't dat Perd!“ tönte wieder der Ruf. Die verwundeten Pferde bäumten, schlugen, stürzten, warfen ihre Reiter aus den Sätteln. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr entstand. Brüllen der Menschen, Knallen der Schüsse, krachende Hufschläge der rasend gewordenen Pferde, das Geschrei der Zerstampften erfüllte die Luft.

Als der kurze Wintertag sich neigte, war die Marsch mit Tausenden von Leichen von Mann und Roß bedeckt. Das stolze Dänenheer war vernichtet, — Dithmarschen war frei.

Eine unermessliche Beute wurde gemacht, sogar der Danebrog, die königliche Fahne, wurde erbeutet.

Nach Tagen zog Wolf Isebrand, der Sieger, heim. Wo er eine Ortschaft durchritt, an einem einsamen Marschenhof vorüberzog, brausten ihm Jubel- und Heilrufe entgegen. Ernst ritt er heim auf Isebrands Hof. Sein stolzer Hof würde keinen Erben finden, ein Wolf Isebrand liebte nur einmal. Er blieb ein einsamer Mann. —



## Der Hinkende erzählt Anekdoten

### Butterbrot mit Spinnen

Der berühmte Berliner Arzt Ernst Heim entstammte einer armen Pastorenfamilie und war von sechs Söhnen, die alle studieren wollten und dies auch durchsetzten, der jüngste. Als er sich bei seinem Vater meldete mit dem Wunsche, Medizin zu studieren, schlug es ihm dieser, der nur ein karges Einkommen hatte, ab mit den Worten: „Du bist nicht gescheit, Ernst, dazu hab' ich kein Geld!“ Aber der Junge, der die innere Berufung spürte, erklärte: „Das tut nichts, Vater, ich muß doch Doktor werden!“ Da spottete der Vater: „Du willst Doktor werden, du dumme Junge, und hast vor jedem Spinnlein Angst! Ein Doktor aber muß Spinnen essen können!“ Damit schien er dem Jüng-

sten das Studium der Medizin verleidet zu haben. Aber nach einigen Wochen trat der junge Mann wieder in die Stube des Vaters, hielt ein großes rings mit dicken Spinnen belegtes Butterbrot in der Hand und erklärte: „Es ist mir ja sehr schwer gefallen, Vater, aber sieh mal, nun kann ich es!“ Er biß in das Spinnen-Butterbrot und verzehrte es vor den Augen seines staunenden Vaters vollständig. „Darf ich nun Medizin studieren?“ fragte er bescheiden. Was sollte der Vater da sagen? Er erkannte, daß der Sohn das in sich hatte, was man braucht, um ein Ziel zu erreichen. „Meinetwegen“, sagte er, „für was anderes als die Quacksalberei taugst du doch nicht!“

### Das Loch im Sack

Anno 1760 war Friedrich der Große bei Liegnitz in großer Bedrängnis, weil sein nur mehr noch 30 000 Mann zählendes Heer dort zwischen 100 000 Österreichern und 70 000 Russen eingekreist lag. Man ließ den Preußen sagen: „Nun seid ihr drin im Sack, und wir brauchen ihn nur zuzumachen!“ Als man dem König diese spöttische Botschaft mitteilte, sagte er lächelnd: „Sie haben so unrecht nicht,

wenn sie sich als einen Sack betrachten, aber ich werde in diesen Sack ein Loch machen, das zu flicken ihnen große Mühe machen wird.“

So geschah es auch: am 15. August griff er die in dreifacher Übermacht befindlichen Österreicher an und zwang sie in einem blutigen Kampf, bei dem sich General Zieten auszeichnete, zum Rückzug.

### Futsch ist futsch

Als der Feldmarschall Blücher nach den Befreiungskriegen sein mecklenburgisches Heimatland besuchte, wollte man ihn in der Stadt Teterow festlich empfangen und stellte darum vor der Stadt, wo die Scheunen rechts und links der Straßen stehen, eine Wache auf. Diese sollte die Ankunft des berühmten Mannes schleunigst in die Stadt hinein melden. Die guten Leute dachten, der Feldmarschall werde in Galauniform im Schmuck seiner Ordenssterne und in einer wenigstens vier-spännigen Prachtkutsche ankommen. Blücher aber zog es vor, in bürgerlicher

Kleidung und in einer einfachen zweispännigen Kutsche zu reisen.

Als der Wagen bei der Wache ankam, dachte niemand im entferntesten, daß der eine der beiden Insassen der erwartete Feldherr sein könne; man bemerkte nur, wie der ältere der Herren aus einer Meer-schaumpfeife fürchterlich qualmte. Das war für die Wache ein Anlaß zum Einschreiten. „Wer zwischen den Scheunen raucht“, erklärten die Ahnungslosen, „den kostet's die Pfeife!“ Blücher war zunächst etwas verwundert über diesen merkwürdigen Empfang, dann aber sagte er mit

ergebenem Lächeln: „Wirklich? Na, da habt ihr sie!“ — Als darnach der Wagen mit dem Gepäck des Feldmarschalls eintraf, erfuhr die Wache zu ihrem Schrecken, wer im vorigen Wagen gefessen hatte. Man beeilte sich, die Kutsche Blüchers

einzuholen und ihm die Pfeife mit vielen Entschuldigungen wieder einzuhändigen. Blücher aber lehnte es ab, sie wieder zu nehmen, mit den Worten: „Futsch is futsch! An wat mal futsch is, det nehm ich nich wieder!“  
- rtl -

## Die Ahnentafel

Von Ludwig Finckh

Stammbaum hieß es früher. Einige Familien hatten einen Stammbaum. Fünfzehn Jahre lang haben wir dann den Menschen eingehämmert, daß noch wichtiger als ein Stammbaum die Ahnentafel sei. Man suchte die Achsel, man lachte über uns „wozu das? Wir sind doch keine Pferde. Wir wollen doch nicht Rassen züchten?“

Nicht?

Nun: das deutsche Volk hat heute eine Ahnentafel. Wir sind durchgedrungen: ohne Ahnentafel keine Erkenntnis, ohne Erkenntnis keine gesunde Nachkommenschaft!

Warum aber kein Stammbaum? — Nun, auch die Stammtafel ist gut. Man gräbt und forscht und findet den ältesten Ahnherrn, den Stamm-Vater. Meist lebte er um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. — Und vorher lebten noch viel mehr, aber ihre Spuren gingen unter im Brand der Häuser und Kirchen. Und man hat seine Kinder entdeckt, seine Söhne vor allem, und hat dann alle seine Nachkommen verfolgt bis auf heute herunter, wenigstens die männlichen, die Namensträger. Denn diese schienen den früheren Zeiten allein vollgültig. So hatte man die ganze Sippe. Und man findet sich heute, alles, was lebt an Vettern und Basen, auf Familientagen zusammen und knüpft neue Bande. Das ist schön und wertvoll.

Aber noch wertvoller ist die Ahnenschaft, die Ahnentafel. Sie unterdrückt nicht, wie die Stammtafel, die weiblichen Glieder als nebensäch-

lich, sondern sie geht von der unbestreitbaren wissenschaftlichen Tatsache aus, daß jeder Mensch aus Vater und Mutter kommt, und daß beide Teile gleich wichtig für ihn sind. — Adam und Eva. — Aus beider Erbstoffen ist er entstanden, beider Sproß ist er, und er wird sie beide weitertragen auf seine Kinder und Enkel. Da aber der Vater selber wieder Vater und Mutter hatte, und die Mutter ebenso, so entsteht ein völlig gleichmäßig aufsteigender Ast am Ahnenbaum, eine mathematische Reihe, die Ahnenreihe, und sie wird für jeden Menschen und in alle Zukunft bedeutungsvoll, weil er ihr Erbgut in sich schließt, ihre letzte Verdichtung ist.

Hier ist das Weib mit einem Male ebenbürtig, gleichwertig, so gut und voll Erblasserin wie der Mann, sie zählt ganz und steht als Ahnfrau neben dem Ahnherrn. Aus den inneren Gesetzen der Zellteilung hat man erkannt, daß bei der Vereinigung zweier Menschen eine große Zahl verschiedener Sprossen entstehen können, — es sind 2 hoch 12 gleich 4093 Möglichkeiten. Daher die Verschiedenheit der Geschwister, daher auch die Ähnlichkeiten einmal mit diesem Großvater, einmal mit jener Urahne.

Die Ahnentafel baut sich also von unten nach oben auf: Du bist der Ahnenträger und hast die Ziffer 1. Dein Vater und deine Mutter tragen die Ziffer 2 und 3, deine Großeltern sind 4, 5, 6, 7. Und so zurück bis in die graueste Vergangenheit. Man soll nicht aufhören bei den Großeltern; mindestens kann man

noch leicht seine 8 Urgroßeltern auffinden. Da stehen die einfachen Daten, die Geburts-, Lebens-, Ehe- und Todestage. Aber schon hebt sich auch der Beruf heraus, Bauer oder Pfarrer, Arzt oder Arbeiter, Gerber und Färber. Und man sieht: ein Gewerbe vererbt sich oft in der Familie, eine Kunst oder ein Handwerk, und man trägt es ein: eine Müllersfamilie, eine Schustersippe. Ich habe ein Kaufmannsblatt in meiner Ahnentafel, ein Schullehrerblatt, ein Pfarrerblatt. Andere haben Soldaten, Ingenieure und Geheime.

Ja, man legt sich für jeden Ahnengleich eine Karte an. Darauf stehen noch andere Dinge, soweit man sie feststellen kann, Größe und Gestalt, Form des Schädels und Gesichts, der Nase, des Kinns, der Ohren, Farbe der Haare, der Augen, der Haut. Dann besondere Merkmale, Gebrechen und Krankheiten, wie Kurzsichtigkeit, Farbenblindheit,

Star, Gicht, Gelenkerkrankungen, Hautempfindlichkeit (Nesselsucht, Heufieber), Zuckerkrankheit, denn all dieses kann sich vererben, aber auch die Sonnenseite des Erbguts, Talente und Fähigkeiten, die Gaben: in Musik, Malerei, Dichtkunst, in Mathematik, Technik und Sprachen.

Das kann alles wichtige Aufschlüsse geben über die Erbgesundheit einer Familie und Fingerzeige für die Zukunft. Und man lernt dabei beobachten, sich und die Seinen richtiger beurteilen, verstehen, und wächst selbst so in eine Menschen- und Seelenforschung hinein, die überaus lehrreich ist.

Wie aber findet man seine Ahnen?

— Man kann nicht immer, wie wir es

einst noch machen mußten, zum Pfarrer springen und Kirchenbücher wälzen, oder die Ratschreiber und die Standesbeamten beschäftigen. Das würde zu viel Zeit, Mühe und Kosten für alle Teile erfordern. Denn nun kommen mit einem Male Tausende über sie. Man fragt heute entweder bei der „Deutschen Ahnengemeinschaft“ an, zu Dresden, Ranzleigäßchen, die schon einen tüchtigen



Stoß von Familien verzettelt hat; oder bei dem familientkundischen Verein seiner Stadt und seines Landes, oder bei einem berufenen Familienforscher, der den Nachweis seiner Eignung vom Sachverständigen für Rassenforschung beim Reichsministerium des Innern, Dr. Achim Gerde, erhalten hat. Es gibt ein Buch: Verzeichnis deutscher Familienverbände und Familienforscher (Verlag C. A. Starke, Görlitz), das sie alle enthält. Im Zweifel sind sie bei der genannten Stelle zu erfahren.

Das darf alles nicht so nüchtern aufgefaßt werden. Man besinnt sich dabei und lernt nachdenken. Man hat in diesen Dingen allzuviel versäumt und allzulange

in den Tag hineingelebt, — nicht wie Menschen von Verstand und Gefühl, sondern triebhaft und instinktlos. Darum der rasende Absturz des Menschengeschlechts, den wir erlebten und mitansehen mußten. Noch ist es Zeit zur Umkehr, und es mögen für den weniger Tiefblickenden Härten und Schwierigkeiten im Gefolge sein, die nur mit gutem Rat zu bewältigen sind; er wird erteilt von amtlichen, ärztlichen Beratungsstellen.

Grundlage aller Erberkenntnis aber ist die Ahnentafel. Familienforschung, Biologie ist heute zum Unterrichts- und Prüfungsfach in allen Schulen erklärt worden; alle anderen Fächer sind mit ihr zu durchwirken; denn sie führen alle in irgendeinem Punkte auf diese Kern- und Grundfragen zurück.

Das Ergebnis wird sein: jeder Deutsche erbringt seine Ahnentafel.

## Die bebrillte Familie

Ein Hiftörchen aus der Kriegszeit von Heinrich Sohnrey.

Großvater Stiefelnagel vom Kleinhofe in Brakenfelde hatte schon immer den Wunsch gehabt, eine Brille zu tragen, zumal in dieser argen Kriegszeit, wo es ohne ihn gar nicht ging. Doch seine Augen waren so gut, daß er Lin sen und Bohnen voneinander unterscheiden konnte wie nur einer, ja, jeden Satz in der Zeitung ohne Stocken zu lesen vermochte, ob es große oder kleine Schrift war. Und so hatte er eigentlich keinen zwingenden



Der Optiker, vergnügt, auf einmal ein so gutes Geschäft zu machen, probierte mit den Enkeln sogleich ein halbes Dutzend Brillen.

Grund, sich ein Augenglas anzuschaffen. Indes dachte er immer wieder daran; denn Stiefelnagel liebte das Besondere und hatte gern etwas Besonderes vor andern voraus, zumal jetzt, wo alles so ungewöhnlich war. Als er nun eines Tages, während

sein Sohn noch im Felde stand, eine Fuhre Holz nach der Kreisstadt brachte, die ihm einen Haufen Geld eintrug, kam ihm plötzlich wieder, wie vernagelt, der Gedanke, zum Brillenmacher zu gehen und sich seine Augen untersuchen zu lassen. Zwei seiner Enkel hatte er bei sich, die ihn neugierig zum Optiker begleiteten. Dieser, ein überaus freundlicher und entgegenkommender Mann, der seine Kundschaft zu nehmen wußte, untersuchte sehr bereitwillig die Augen des Großvaters und fand, eine Brille sei natürlich unter allen Umständen sehr angebracht. Je früher, desto besser für die Augen, war schon immer sein Wort gewesen.

Also erstand Großvater Stiefelnagel ein Paar Augengläser für seine kleinen, grauen Augen und besah sich wohlgefällig im Spiegel. Und einmal im Geschmack sowie im Vollgefühl seiner gespickten Tasche bewog er den Brillenmacher, auch gleich seine beiden Enkel auf ihre Augen zu untersuchen; denn wenn eine Brille um so besser wäre, je früher man sie bekäme, erschien es ihm natürlich als das richtigste, die Augen schon früh im Kindesalter zu versorgen.

Der Brillenmacher war denn auch gleich bei der Hand, die Kinder zu untersuchen. Er ließ sie große und kleine Schrift lesen, hielt sie nah und fern, machte ein nach-

denkliches Gesicht und meinte, die Schultern gewichtig ziehend, gewisse Anzeichen für eine nahende Sehkrankheit wären unzweifelhaft vorhanden. Nun, dann sollte er den Enkeln nur auch gleich je eine Brille anpassen, meinte darauf der Großvater, und der Optiker, vergnügt, auf einmal ein so gutes Geschäft zu machen, probierte mit den beiden Enkeln sogleich ein halbes Duzend Brillen, bis er die richtige festgestellt hatte.

So kam denn der Großvater mit seinen Enkeln zum Staunen der Leute bebrillt nach Hause.

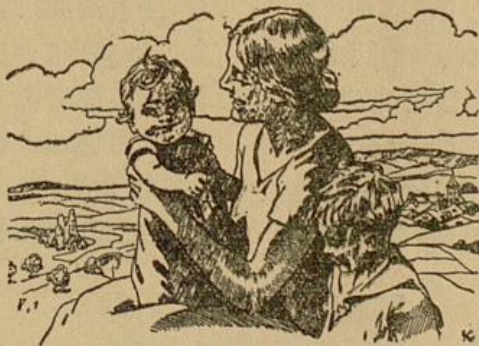
Nach einigen Tagen brachte Stiefelnagel abermals ein Fuder nach der Stadt, heimste wieder ein tüchtiges Geld ein und ging nun mit zwei anderen Enkeln zum Brillenmacher. Ließ die Augen dieser Kinder untersuchen und ihnen von dem sehr gefälligen Brillenmann ebenfalls Brillen anpassen. So kam schließlich die ganze Familie bebrillt nach Hause.

Die Nachbarn klappten sich in die Hände und riefen: „Heil! Heil!“ Groß-

vater Stiefelnagel sollte sogar — wie man sagte — die Brille selbst beim Schlafen auf der Nase behalten, da er sonst nicht sehen konnte, was er träumte.

Als nach Jahr und Tag der Vater der Kinder aus dem Kriege zurückkehrte, wunderte er sich nicht wenig, daß seine Familie so bebrillt geworden war. Auch der Kreisphysikus, der die Kinder in der Schule auf ihren Gesundheitszustand untersuchen mußte, fand es sehr seltsam, daß alle vier Geschwister Brillen trugen, obgleich ihre Augen, wie er auf den ersten Blick zu sehen meinte, völlig gesund waren. Er nahm deshalb eine eingehende Untersuchung vor und stellte zum Ergötzen der ganzen Schule fest, daß die Augen der Kinder an keinerlei Sehfehlern litten. Er ging dann der Sache auf den Grund und erfuhr so den Hergang, wie er hier geschildert wurde.

Der Nachbar vom Kleinhofe, der alte Schorsevetter, rief lächelnd über den Zaun: „Ja, ja, wenn de Minsche verrüdet werd, dat fänget sed in Koppe an!“



*Ein großes Volk wächst aus  
starken Müttern in gesunden Kindern*

HILFSWERK MUTTER UND KIND

# Saatvaterunser

Unser Vater in dem Himmel  
und auf Erden!  
Jedes Korn will führe werden.  
Herr, geheiligt sei dein Name,  
und gesegnet sei der Same,  
heilig Schrift und Wort zugleich.  
Zu uns komme, Herr, dein Reich.

Es geschehe, Herr, dein Wille,  
wie es kommt, ich halte stille.  
Laß die Ernte fröhlich werden.  
Wie im Himmel, so auf Erden.  
Herr, dein Wort tut bitter not,  
gib uns unser täglich Brot,  
denn du brachst es deinen Kindern,  
den Gerechten und den Sündern.

Nimm das Feld in deine Huld  
und vergib uns unsre Schuld,  
wie wir auch in diesem Leben  
unsern Schuldigern vergeben.  
Segne meiner Schritte Spur,  
segne auch des Nachbars Flur.  
Führ' uns in Versuchung nicht,  
führ' den Keim ins Sonnenlicht.

Wollst vom Abel uns erlösen,  
Unkraut und der Macht des Bösen,  
Dürre, Frost und Hagelnot.  
Bei uns gnädig, Herre Gott,  
denn das Himmelreich ist dein,  
Regen, Wind und Sonnenschein,  
Und die Kraft, die Segen schafft  
in Herrlichkeit und Ewigkeit.

Herre Gott, in deinem Namen  
geb' der Erde ich den Samen.

Georg Schmückle.

## Des Hinkenden Boten Standrede

von der Reichswehr und der neuen Wehrmacht

Die Abendsonne war schon hinter den Bergen im Westen herabgesunken, als der Hinkende wie alljährlich ins Dorf geschritten kam. Seine lange Wanderung hatte ihn durch fast alle Gauen geführt. Als er nun den „Goldenen Löwen“ betrat, da fand er die Stammrunde schon versammelt. Denn alle waren begierig, von ihm zu hören, was sich im vergangenen Jahr im weiten deutschen Vaterland und draußen in der Welt zugetragen und ereignet hatte. Freudig schüttelte er die derben und schwieligen Bauernhände, die ihm von harter Jahresarbeit erzählten.

Manch einer der wetterharten Männer in der Tafelrunde trug am Rockausschlag das Band des Frontkämpferkreuzes mit den gekreuzten Schwertern. Sie trugen es mit Stolz und Freude; denn endlich war die Armee wiedererstand, in der sie vor Jahrzehnten schon treu gedient und in deren Reihen sie mehr als vier lange Jahre im Großen Kriege gegen eine Welt von Feinden gekämpft hatten. Damals, im Herbst 1918, waren sie unbefiegt, verzweifelt und erbittert in die Heimat zurückgekehrt. Niemals hatten sie so recht verstanden, warum nach so vielen siegreichen Kämpfen der Zusammenbruch gekommen war und der Krieg so zu Ende gehen mußte. Manch einer hatte schon oft bei sich gedacht, wenn der Hinkende kommt, dann mußt du ihn einmal nach den tieferen Ursachen dieses furchtbaren Verrates fragen. Vielleicht weiß er Bescheid. Es war daher allen aus der Seele gesprochen, als der Löwenwirt, nachdem der Gast sich durch einen kräftigen Schluck gestärkt hatte, das Gespräch auf die Ereignisse des Novembers 1918 brachte. Alles lauschte gespannt, als der Hinkende anhub zu berichten.

„Ja, ihr Männer,“ sprach er, „sich über die damaligen Vorgänge klar zu werden, ist gar nicht so einfach. Aber ich will es versuchen. Dabei läßt es sich nicht ver-



meiden, daß ich ein wenig aushole. Also hört gut zu:

Anno 1871 hatte unser Bismarck das Deutsche Reich begründet. Unter seiner tatkräftigen Führung wuchs es stolz und kräftig empor. Deutscher Fleiß und deutscher Geist brachten unsere Landwirtschaft und unsere Industrie in wenigen Jahrzehnten so in die Höhe, daß wir um die Jahrhundertwende die zweite Stelle im Welthandel einnahmen. Wie immer in der Welt wird der Tüchtige um seinen Erfolg beneidet. Feindselig gesinnte Nationen verbanden sich, um unser Deutsches Reich zu vernichten, das die Verwirklichung ihrer Pläne hinderte. Ihr alle wißt ja, wie wir uns gewehrt haben; ihr wart ja alle draußen an der Front! Nicht die ehemaligen Gegner haben unseren Widerstand gebrochen, sondern der marxistisch-kommunistische Feind im Innern. Dieser und kein anderer hat den feigen Dolchstoß in den Rücken unseres Siegfriedheeres geführt. Ja, so werdet Ihr nun fragen, wie kam es denn, daß der Marxismus in Deutschland so stark werden konnte, daß ihm diese Meintat gelang? Auch darauf will ich Euch die Antwort nicht schuldig bleiben!

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als sich in Europa die In-

dustrialisierung vollzog, schrieb der Jude Karl Marx ein Buch mit dem Titel: „Das Kapital“. In diesem Nachwerk behauptete er, daß alle Geschehnisse auf dieser Welt nur durch wirtschaftliche Gründe bedingt seien. Die Privatunternehmer stellte er hin als räuberische Erpresser, die die Arbeitskraft des Arbeitnehmers nur ausbeuteten und mißbrauchten. Marx und seine Anhänger veröffentlichten ebenfalls das sogenannte „Kommunistische Manifest“, in dem der Satz stand: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ Marx, der Angehörige einer staatenlosen und entwurzelten Rasse, wollte mit diesem Satz sagen, daß der Arbeiter kein Vaterland habe, daß die Heimat der Arbeiter das internationale Proletariat sei! Leider fand Marx mit seiner politischen Irrlehre, die nach ihm Marxismus benannt wurde, beim gutgläubigen deutschen Arbeiter nur zu sehr Gehör! Der deutsche Arbeiter organisierte sich in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Und diese Partei, die den Internationalismus auf ihre Fahne geschrieben hatte, bekämpfte seit den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, noch unter Bismarck, fanatisch die nationalen Belange des Reiches. Grundsätzlich lehnte sie alle Wehrvorlagen ab, und so kam es, daß wir 1914 in den Krieg zogen mit einem Heer, das zahlenmäßig zu schwach und materiell ungenügend ausgerüstet war. Hätten wir alle Wehrtauglichen ausgebildet gehabt, so hätten wir damals ein Feldheer von acht Millionen Mann aufstellen können!! So waren es nur ungefähr drei Millionen!! Bei ihrer verbrecherischen Hezke gegen das deutsche Heer fanden die Sozialdemokraten, leider muß das gesagt werden, mehr als einmal einen Verbündeten an der Zentrumspartei! Die SPD. begnügte sich nicht nur mit der Ablehnung der Wehrvorlagen im Reichstag, sondern sie hezte in ihren Zeitungen und Zeitschriften maßlos gegen die damaligen Regierungen, vor allem gegen das Offizierkorps, und unterhöhlte so das Vertrauen zwischen Volk und Staatsleitung. Leider gingen die damaligen Machthaber, die

selbst vom Liberalismus angefränfelt waren, nicht scharf genug gegen die Volkspest des Marxismus vor. Dieser Fehler sollte sich im Verlauf des Weltkrieges bitter rächen. Zwar besann sich 1914, bei Ausbruch des Weltkrieges, die Masse der deutschen Arbeiterschaft auf ihre nationale Zugehörigkeit und zwang die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag durch den Schwung ihrer ehrlichen, begeisterten Volkstreue, die Kriegskredite zu bewilligen. Aber als der Krieg sich in die Länge zog, die Not spürbar wurde, begannen die marxistischen Hezer erneut ihre verhängnisvolle Maulwurfsarbeit. Während die marxistischen Parteien in England und Frankreich sich vollständig und rückhaltlos auf die Seite ihres Volkes stellten, eiferten die Marxisten in Deutschland dem Beispiel ihrer russischen Genossen nach. Ihr unterirdisches Wühlen führte zu Streiks, besonders in den Munitionsfabriken, und oft scheiterten die Kampfhandlungen lediglich daran, daß der notwendige Munitionsnachschub ausblieb. Der Marxismus erkannte nicht den rücksichtslosen Vernichtungswillen der Entente. Es war ihm völlig gleichgültig, ja erwünscht, wenn Deutschland nicht als Sieger aus dem Weltkrieg hervorging. Dann erst konnten die Klassenkampfziele des Juden Karl Marx verwirklicht und die Herrschaft des Proletariats aufgerichtet werden. Immer lauter erhoben die Marxisten den Ruf: „Schluß mit diesem „Kapitalistenkrieg!“, der doch in Wirklichkeit über Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes entschied!! „Schluß um jeden Preis!“, so hieß ihre Parole. Eine solche Hezke mußte natürlich den Wehrwillen des deutschen Arbeiters in der Heimat ertöten, zumal auch jetzt die Regierung sich nicht dazu aufraffte, den Volksverrättern das Handwerk zu legen. Andererseits mußten die Feindmächte, die über die Vorgänge in Deutschland wohl unterrichtet waren, in ihrem Willen zur Vernichtung angestachelt und zum Durchhalten bis zum Endsieg nur bestärkt werden. Während im Westen das deutsche Heer Ansturm auf Ansturm der Feinde, die durch die



Millionen der Amerikaner verstärkt worden waren, blutig zurückwies und um den Endsieg rang, pflanzten die Marxisten in Kiel, Hamburg, Berlin, Köln, München und in vielen anderen Städten die rote Fahne des Aufruhrs auf. Das war das Ende. Der Widerstand der Heimat brach zusammen, nicht der des Frontheeres! Im Stich gelassen von der Heimat, mußte es den Kampf aufgeben. Der Kaiser floh nach Holland, die bisherigen Minister machten Sozialdemokraten und Zentrumsleuten Platz. Diese schlossen nun den schmachvollen Waffenstillstand von Compiègne ab, dessen Bedingungen so maßlos und empörend waren, daß sie noch heute jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht jagen. Durch den Waffenstillstand wurden wir fast unserer gesamten Waffenausrüstung beraubt. Ein weiterer Widerstand war nun unmöglich und sinnlos.

In musterhafter Ordnung, eine Meisterleistung der Kriegskunst, führte Generalfeldmarschall von Hindenburg die unbefiegten Truppen in die Heimat zurück. Dort aber herrschte das Chaos, das völlige Drunter und Drüber! Die marxistischen Machthaber beeilten sich, die geschlossenen Truppenverbände möglichst rasch aufzulösen; denn diese konnten ihnen gefährlich werden, wenn sich eine starke soldatische oder politische Hand fand, die sie gegen die marxistischen Verräter geführt hätte. Das ruhmreiche Heer des Zweiten Deutschen Reiches war nicht mehr. Es war, wie wenn die Feldgrauen sich des bitteren Endes geschämt hätten: Still, voller Ingrimm und Trauer, kehrten sie in ihre Fabriken und Kontore, auf die heimatliche Scholle zurück...

Bis hierher hatte der Hinkende ge-

sprochen. Stille herrschte im Raum, durch den wie Nebel die Tabakschwaden zogen. In allen war wieder die gleiche Trauer, die gleiche stumme Erbitterung wie damals im Jahre 18!..., als der marxistische Mob ihnen die Achselklappen von den Schultern riß, sie anspie und die Symbole ihrer tapferen Regimenter in den Rot der Straße trat. Auch der Hinkende war



Endlich war die Armee wiedererstanden, in der sie treu gebient.

ganz ergriffen von den schicksalsschweren Dingen, die er berichtet hatte. Schweigend langte er nach seinem Glas, tat einen kräftigen Schluck und schaute eine Weile regungslos in die Ferne. Man sah deutlich, wie es in ihm wühlte. Doch nicht lange verharrete er in dieser Haltung. In seine Augen kam ein Blitz, das Blitz der Tat und Freude. Schmetternd flog seine Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten!

„Männer“, so fuhr er fort, „all das, was ich Euch da erzählt habe, hätte nicht geschehen brauchen, wenn wir vor dem Krieg eine straffe, volksverbundene Führung gehabt hätten. Daran hat's gefehlt! Aber nun laßt mich weiter berichten. Die roten Machthaber saßen in Berlin in ihren Sesseln, Ebert, Scheidemann, David und Genossen. Aber, wenn die nun ge-

glaubt hatten, sie könnten sich auf den „Errungenschaften“ ihres Putsches ausruhen, so sahen sie sich gar bald jämmerlich getäuscht. Das Beispiel der Russen mit ihrem Bolschewismus machte Schule! Die Ultraroten, die Spartakisten, geführt von den Juden Liebknecht, Eisner, Levinée und Rosa Luxemburg, wollten ganze Sache machen und der russischen Räte-wirtschaft auch in Deutschland zum Siege verbelfen. Ihre bewaffneten, zuchtlosen Banden rasten mordend und brennend durch die Straßen fast aller Großstädte.



Die Spartakisten wollten ganze Sache machen.

Die kaum errungene innenpolitische Stellung der SPD. war schwer bedroht. Auch im Osten stand die Sache des nun von ihnen beherrschten Reiches verteuftelt schlecht. Polnische Horden drangen in Schlesien und Westpreußen ein und unternahmen den Versuch, die Ostmark Deutschland zu entreißen. Gegen Macht und Gewalttat, das mußten die marxistischen Parteiführer sehr bald selbst erfahren, helfen eben nur wieder Macht und Gewalt. In ihrer Not besannen sie sich auf die geringen Reste des granitnen Feldheeres, die sich in Freikorpsverbänden freiwillig zusammengeschlossen hatten unter der tatkräftigen Führung von Lüttwitz und Reinhardt. Diese beiden Generale und ihre nach wenigen Zehntausend zählenden Truppenkörper wurden die Rettung gegen Spartakus im Innern und gegen die pol-

nischen Raubscharen nach außen. Gerufen, und gleichzeitig doch wieder nur geduldet von der SPD.-Regierung, warben sie Freiwillige und verstärkten ihre Verbände auf einige hunderttausend Mann. Blitzschnell schlugen sie zu. Im Frühjahr 1919 rüdten sie in die spartakistischen Hochburgen: Berlin, Bremen, Hamburg, das Ruhrgebiet, nach Mitteldeutschland und in München ein. Vor dem ehernen Tritt der ehemaligen Frontkämpfer verkroch sich der rote Terror. Es war der Wille dieser beherzten Soldaten gewesen, aus ihrer

kleinen Freiwilligenarmee wieder ein deutsches Volksheer zu schaffen. Die Ansätze waren verheißungsvoll. In hellen Scharen strömte die von der marxistischen Seuche noch nicht angefressene deutsche Jugend den Fahnen der Freikorps zu. Da zerschlug der Machtpruch der Entente wie ein Hagelwetter die im Werden begriffene neue deutsche Volksarmee. Nur 100 000 Mann Berufs-soldaten sollte in Zukunft das deutsche Heer umfassen, einschließlich der kleinen

Marine, die man uns noch belassen hatte. Die Offiziere mußten sich auf 25, die Mannschaften auf 12 Jahre verpflichten. Interalliierte Kontrollkommissionen sollten die völlige Abrüstung Deutschlands überwachen und dafür sorgen, daß das Schanddiktat von Versailles bis auf das J-Tüpfelchen durchgeführt wurde. Den marxistischen Machthabern kamen die Beschlüsse der Entente gerade gelegen; denn sie zerschlugen das Freiwilligenheer, das sie mit Recht fürchten mußten! Über kurz oder lang hätte es seine unwürdigen Auftraggeber wohl erbarmungslos hinweggesetzt. Bis auf 100 000 Mann mußten alle Freiwilligen entlassen werden. Durch den Kapp-Putsch suchte General Lüttwitz die drohende Zerschlagung der zukunftsreichen Freiwilligenarmee im Frühjahr 1920 abzuwehren.

Aber es war zu spät. Die roten Machthaber hatten sich schon zu sehr gefestigt. Das Volk war noch zu sehr betäubt von dem furchtbaren Erleben des Weltkrieges. Das Rappunternehmen endete mit einem Mißerfolg. Am 31. Dezember 1920 wurde das 100 000-Mann-Heer Geseht. General von Seeckt, einer der tüchtigsten Generale der alten Armee, wurde der Chef der neubegründeten Reichswehr. Das neue Heer, 4000 Offiziere und 96 000 Mann, gliederte sich in zwei Gruppenkommandos, sieben Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen. Sämtliche modernen Waffen wie: schwere Artillerie, Panzerwagen, Tanks, Flammenwerfer, Flugzeuge, U-Boote waren ihm verboten. Diese Ordnungstruppe der Reichswehr, ohne jede Möglichkeit, Reserven heranzubilden, war im Ernstfall natürlich nicht in der Lage, die Grenzen des Reiches zu schützen. Sie konnte nur im Innern die Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten. Aber gerade das hatte die Entente gewollt, und mit ihr die Marxisten. Die Reichswehr sollte nach ihrem Willen nichts anderes sein als eine feldgraue Polizei. Gewiß, Wehr und Waffen hatte uns der Haß der ehemaligen Feinde und die verbrecherische Dummheit der Marxisten nehmen können, nicht aber den deutschen Geist und das glühende Nationalbewußtsein in den Herzen der alten Soldaten und aller anständigen Volksgenossen. Am 1. Januar 1921 erließ General von Seeckt, der Chef der Heeresleitung, im Heeresverordnungsblatt einen zündenden Aufruf. Hier standen die Sätze: „Das Reichsheer ist neu gebildet. Ein neuer Abschnitt deutscher Heeresgeschichte beginnt . . . Für das beginnende Jahr und die kommende Zeit setzen wir das Gelöbniß, zusammenzustehn in der Hingabe an unsern Beruf. Wir wollen das Schwert scharf, den Schild blank halten . . . Zum Schutze des Vaterlandes berufen, muß das Heer, und in ihm jeder Soldat, von heißer Liebe zu ihm erfüllt sein, bereit seinem Eide getreu selbst sein Leben in Erfüllung seiner Pflicht einzusetzen.“ Getreu diesen Worten machten sich General von Seeckt und die Offiziere

der alten Wehrmacht, die nun der neuen dienten, an die Arbeit. In schärfster Weise wurde der Nachwuchs der Mannschaft und Offiziere ausgelesen. Ihre Ausbildung wurde auf eine Stufe gebracht, die ihresgleichen in der Welt suchte. Mit Bewunderung schaute das Ausland auf unsere kleine Wehrmacht und ihre vorbildlichen Leistungen und sandte Offiziersabordnungen zum Studium des neuen



Die Reste des granitinen Feldheeres hatten sich in Freikorpsverbänden zusammengeschlossen.

deutschen Wehrwesens. Mehr als einmal versuchten die schwarz-roten Machthaber das kleine Heer für ihre parteipolitischen Interessen einzuspinnen. Vergebens. General von Seeckt, der übrigens 1926 wegen einer politischen Kleinigkeit gestürzt wurde, und seine Nachfolger im Chefamt der Heeresleitung gingen unbeirrbar ihren Weg der Selbständigkeit. Sie faßten ihren Dienst auf als Dienst am g e s a m t e n deutschen Volke und nicht für irgendeine Partei! Sie wollten die junge Armee unverfehrt und rein von parteipolitischen Einflüssen halten für die Stunde des nationalen Wiedererwachens des deutschen Volkes. Diesem Streben schenkte die Vorsehung ersichtlich ihren Segen. Denn 1926, als General von Seeckt, der Schöpfer und Gestalter der Reichswehr, sein Werk verlassen mußte, war der Marschall des Weltkrieges, General von Hindenburg, bereits Reichspräsident ge-

worden. Da er als solcher Oberbefehlshaber der Reichswehr war, vermochte er jeden parteipolitischen Mißbrauch derselben zu verhindern und die Fortsetzung der Arbeit von Seectts zu gewährleisten. In den heftigen Stürmen, die das deutsche Reich in den Jahren nach dem Kriege innen- und außenpolitisch umtobten, bildete die kleine Reichswehr seinen einzigen Schutz. Die Reichswehr war die einzige machtmäßige Klammer, die das Reich zusammenhielt gegen Kommunismus und Separatismus.

Bei allem guten Willen ihrer Führer war die Reichswehr dennoch nicht in der Lage, die nationale Erneuerung des deutschen Volkes einzuleiten; denn ihre Wirksamkeit war immer nur beschränkt auf ihre Angehörigen. Gewiß wirkten ihr Vorbild, ihre soldatische Disziplin und Haltung. Aber all das genügte nicht, um das deutsche Volk aus seinem politischen Schlaf zu erwecken, es von seinem Parteihader zu befreien. Das mußte ein Mann aus dem Volke und im Volke tun. Und diesen Mann hat uns die Vorsehung zur rechten Zeit geschenkt, unseren Führer Adolf Hitler! Er war selbst ein Soldat des großen Krieges, der wie jeder von euch draußen gelitten, gestritten, gehungert und geblutet hat. Im Lazarett in Pasewalk, durch Gas zeitweise erblindet, erreichte ihn die Nachricht von der Novemberrevolte. Da tat der totfische Mann in seinem Herzen einen heiligen Schwur: Deutschland aus den Klauen des Marxismus zu erretten, es zu befreien von Judentum und Freimaurerei, es wieder groß und stark und frei zu machen, frei von den Ketten von Versailles. Er wußte und erkannte den Krebschaden des deutschen Volkes: Seine Uneinigkeit, das

---

**D**ie Deutschen sind arbeitsam und gründlich, haben sie sich einmal eines Gegenstandes bemächtigt, dann lassen sie ihn nicht wieder los.

Friedrich der Große.

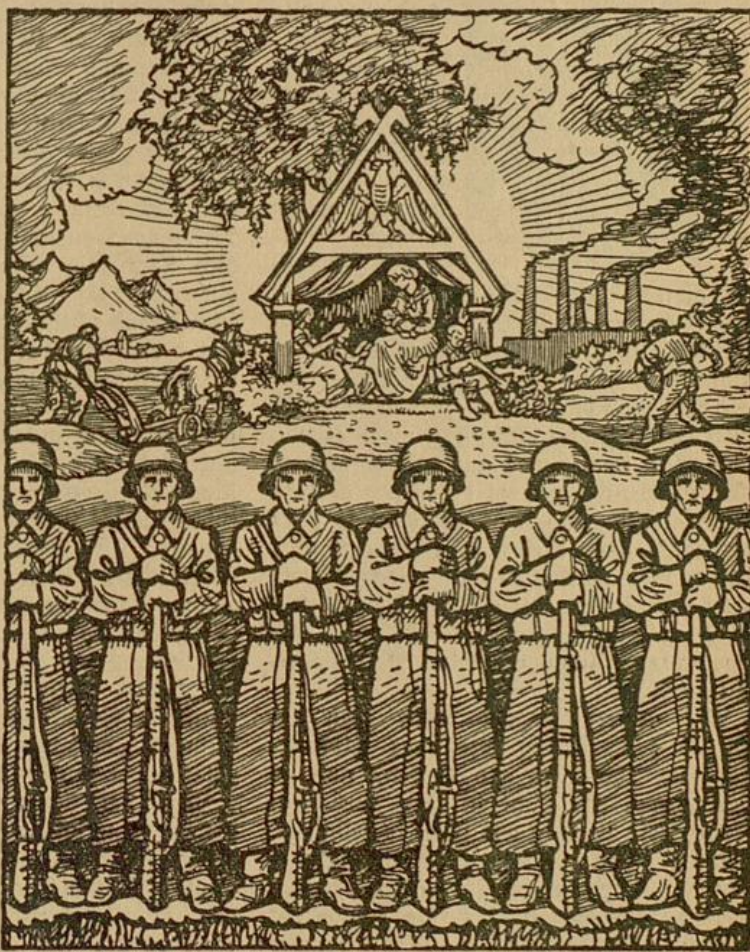
Erbe unserer germanischen Voreltern. Er setzte es sich zum Ziele, diese Uneinigkeit auszurotten mit Stumpf und Stiel. Diese Aufgabe war wohl die gewaltigste, die sich je ein Deutscher gestellt hatte und hat. Im Jahre 1919 stand der Führer vor der Frage: Wie soll ich diese ungeheuerere Erziehungsaufgabe des deutschen Volkes anpacken, wie durchführen? Soll ich in eine der bestehenden Parteien eintreten? Er sagte sich: Nein! Ganz allein mußte er beginnen, wie ein Prediger in der Wüste! Und dieser Weg war richtig. Jahraus, jahrein, Monat für Monat, Woche für Woche, Tag für Tag, Stunde für Stunde zog unser Führer Adolf Hitler durch die deutschen Lande und predigte dem verzweifeltsten deutschen Volke seine Lehre, die Lehre des Nationalsozialismus. Sein Kampfruf erscholl: Deutschland erwache!! Und Deutschland erwache!! Zuerst waren es nur wenige, die seinem Rufe und seiner Fahne, dem Hakenkreuz, dem Wendekreuz, dem alten germanischen Siegeszeichen folgten. Aus den wenigen wurden viele, aus Hunderten Tausende, und auf einmal war es ein gewaltiger Strom, der sich durch Deutschland ergoß. Der Führer lehrte uns Deutsche, daß nur der, der sich wehren will, einen Platz auf dieser Erde beanspruchen darf und kann! Er erweckte mit der Macht seines Wortes und der Blut seines Glaubens den Wehrwillen im deutschen Volk. Er gründete die NSDAP., die SA., die SS., die HJ. Und alle diese Verbände, straff gegliedert, trugen in das deutsche Volk die Disziplin und den Wehrwillen hinein, ohne die ein Volk niemals bestehen kann. Der Führer wußte, daß all dies nur eine Vorbereitung war für das Endziel: Wiederaufbau Deutschlands. Dieser Wiederaufbau Deutschlands war nur dann gesichert, wenn ein starkes Heer, gegründet auf der Allgemeinen Wehrpflicht, seine Arbeit schirmte. Am 30. Januar 1933 erhielt der Führer die Macht. Als verantwortlicher Leiter der deutschen Geschichte versuchte er zuerst

auf dem Wege der Verhandlung mit unseren ehemaligen Kriegsgegnern die Befreiung Deutschlands von den entehrenden Bestimmungen des Versailler Diktates zu erreichen. Mehr als einmal wandte er sich in flammenden Worten an die Welt. Die Welt wollte ihn nicht hören. Da schritt er zur Tat! Im Herbst 1933 verließ er den Völkerbund, am 16. März 1935 verkündete er die allgemeine Wehrpflicht. Ein Meer von Jubel umbrannte diesen kühnen Entschluß des Führers. Am 7. März 1936 verkündete er der Welt, daß Deutschland wieder souverän geworden sei und die entmilitarisierten Rheinlande wieder in die Obhut seiner eigenen Armee nehme. Noch gewaltiger fast als am 16. März 1935 brauste der Jubel des erwachten deutschen Volkes durch die Lande. Und nun marschieren sie wieder, die grauen Kolonnen der deutschen, nationalsozialistischen Volksarmee!

Hoch in den Lüften donnern wieder die Motoren unserer ruhmreichen Luftwaffe, die Wogen der Meere durchfurchen wieder die grauen, stählernen Leiber unserer Schlachtschiffe. Tanks rattern und rasseln über die Straßen und Fluren der deutschen Heimat. Gewaltig recken die Rohre der schweren Artillerie ihre Schlämde zum Himmel. Deutschlands Wehrmacht ist wiedererstandend, nicht zum Angriffskriege, wie die neidvolle Welt es

wähnt, wohl aber zur rücksichtslosen Verteidigung unserer friedlichen Arbeit, unserer Fabriken, Gehöfte und Fluren.

Das, meine Männer," so schloß der Hinkende seine Rede, „war und ist der Weg der Entwicklung von der Reichs-



Deutschlands Wehrmacht ist wiedererstandend zur Verteidigung unserer friedlichen Arbeit.

wehr zur neuen Wehrmacht. Und diese wunderbare Entwicklung danken wir nur einem Mann, unserem Führer Adolf Hitler!"

Die rauhen Bauern um ihn waren aufgesprungen. Ergriffen erhoben sie die Rechte zum Deutschen Gruß, und schwurgleich erklang ihr Sieg-Heil in die dunkle Nacht.

# Vom Baum der deutschen Erziehung

„Nationalsozialistische Erziehungsarbeit in HJ. u. BDM.“

Von Wilhelm Haaf



Das ist ein etwas wunderliches Bild, wenn ich die Erziehung unserer Jungen und Mädels im neuen Deutschland mit einem Baum vergleiche. Ich nehme dieses Bild gerne, wenn Eltern zu mir kommen und fragen: „Was wollt ihr eigentlich in der Hitler-Jugend, genügt es nicht, daß mein Junge zur Schule geht und zu Hause dazwischen genommen wird? Wir haben früher auch nicht mehr gehabt, und es ist doch etwas aus uns geworden. Und überhaupt gibt es da vieles noch in der Hitler-Jugend, was ich nicht so recht verstehe.“ Um dieses Verständnis aber geht es hier; warum es heute neben Elternhaus und Schule eine nationalsozialistische Erziehung in HJ. und BDM. gibt, und warum jeder Junge und jedes Mädchen dort-hin gehören.

Daß unsere Jugend jeden Tag zur Schule geht, finden wir ganz selbstverständlich. Aber es gab Zeiten, und sie liegen noch gar nicht so weit zurück, in denen diese Übung gar nicht so selbstverständlich war. Manch hohe Regierung, manche Behörde mußte einen harten Kampf durchfechten, bis die sonst sehr braven und gehorsamen Leute ihre Kinder zur Schule schickten. Daß dies nötig ist, wurde von manch ehrbarem Bauer, Bürger und Handwerker einfach nicht eingesehen. Aber heute ist das selbstverständlich, und jeder anständige deutsche Vater, jede Mutter würde sich schämen, ihr Kind nicht in die Schule zu schicken. Es käme uns geradezu komisch und lächerlich vor, wenn es noch 10- oder 14jährige Jungen gäbe, die nicht lesen, rechnen oder schreiben könnten. Wir brauchen aber nicht viel

mehr als hundert Jahre in Deutschland zurückgehen, da liefen noch genug solcher Jungen und Mädels in Deutschland herum. Da ging eben nur der in die Schule und lernte was, der es dringend brauchte, wie etwa wer Gelehrter und Kaufmann werden wollte. Aber der Bauer und das einfache Volk waren von dieser Bildung ausgeschlossen oder hatten einfach noch kein Verständnis dafür. Bis einer kam, der große Erzieher und Menschenfreund Pestalozzi, der erkannte, daß mit dieser Art der Erziehung am Volke ein Verbrechen begangen wird. „Man will ein Haus bauen“, sagt er, „indem man mit dem obersten Stockwerk beginnt und sich um die untersten gar nicht kümmert. Das ist ein falscher Plan und führt auf die Dauer zum Untergang eines Volkes.“ Zu seiner Zeit hat man diesen Volkslehrer noch reichlich ausgelacht. Heute ist sein Traum, daß das ganze Volk in seiner Jugend zur Schule gehe, restlos erfüllt, und sein Haus der Erziehung steht auf festem Grund: die deutsche Volksschule ist Grundlage aller höheren Schulbildung, überhaupt eine der wesentlichen Stützen der deutschen Erziehung.

Nun hat sich gezeigt, daß man aus diesem Haus unendlich viel an Wissen und Können und Lebenserfahrung herausholen kann, daß man sehr geschickt und gelehrt in den Schulen jeglicher Art werden kann. Aber es hat sich auch gezeigt, daß nicht jeder, der ein gutes Schulzeugnis hatte, auch ein ganzer Kerl war, und daß mancher mit schlechtem Zeugnis später im Leben doch seinen Mann gestellt hat. Also, daß einer ein ganzer Kerl wird, kann nicht so sehr von der Schulbildung abhängen. Denn die Schule arbeitet einseitig, sie ist auf Lehren, Lernen und geistige Arbeit angewiesen. Und was dort einer sich erarbeitet, bleibt doch mehr oder weniger sein eigener Besitz, mit dem er schalten und

walten kann, wie er will. Wenn wir nun aber von unserer heutigen Jugend unendlich mehr verlangen müssen, damit die Heranwachsenden ganze Kerle werden, die ihr Höchstes darin sehen, ihre Kraft, ihr Wissen und Können, ihre Fähigkeiten für ihr Volk einzusetzen, dann mußte neben der Schule und neben dem Elternhaus eine Stätte erstehen, wo die Jugend zu diesem Einsatz voll und ganz herangezogen werden kann. Die Jugend hat sich diese Stätte aus eigener Kraft geschaffen, nachdem auch hier wie überall der Führer den Weg gewiesen. In der Hitler-Jugend, und damit meine ich Jungvolk, Jungmädels, Bund Deutscher Mädels und Hitler-Jugend, in ihr ist die große Erziehungsstätte geschaffen, wo aus unsern Jungen und Mädels ganze Kerle werden sollen. Mutig und entschlossen, hart und voll Selbstzucht, treu und gehorsam. Aber all das kann man nicht lernen, das muß man leben, das muß man tagtäglich üben, dazu muß man immer im Dienst stehen. Der Junge soll in der Hitler-Jugend kein kleiner Soldat werden, wie manche meinen, aber er soll in die soldatischen Tugenden hineingeführt werden. Wenn er marschiert oder Ordnungsübungen macht, soll er damit nicht gedrillt werden, er soll die große Tugend der Einordnung und des Gehorsams lernen. Wenn er seinem Führer aufs Wort zu gehorchen hat, dann soll er spüren, daß nur unter einem einheitlichen Willen eine große Gefolgschaft erwachsen kann. Jungen und Mädels gehen auf Fahrt, sie sollen ihr Land lieben und kennen lernen, damit ihr Einsatz um so größer werde. Die Hitler-Jugend will Einfachheit und Härte, unermüdete Arbeit am Körper durch Sport und Leistung ist Selbstverständlichkeit. Der Hitlerjunge geht nicht für sich allein seinen Weg, er steht Kamerad neben Kamerad; denn Kameradschaft von heute wird Volksgemeinschaft von morgen. Er lernt in Sonne, Regen und Sturm stehen, in Zelt und Scheune seine Nächte verbringen. Wenn er auf langer Fahrt, bei Hunger und Durst noch zuerst an seinen Kameraden denkt, dann wird er zur Kame-

radschaft erzogen. Und wenn er alles über sich ergehen läßt, nur nichts, was gegen seine Ehre verstößt, dann glauben wir, daß diesem Jungen einmal die Ehre und Freiheit seines Volkes und Landes über alles gehen wird:

„Wir wissen, unser Leben gilt nur einem, dem ewigen Deutschland, als des Aufbruchs Schein.

Was keinem Volke abverlangt wird —  
keinem,  
wir sind gefordert, ewig kühn zu sein.“

(H. Menzel.)

Das ist eben der tiefe Sinn der nationalsozialistischen Jugenderziehung in der HJ., daß der junge Deutsche nicht nur all das lernt und vorerzählt bekommt, was später einmal aus ihm werden soll, sondern daß er es jetzt schon lebt, praktisch lebt. Denn wir glauben, daß man all die großen Tugenden, Zucht, Gehorsam, Treue, Opferbereitschaft, Mut und Entschlossenheit, die wir vom deutschen Volk verlangen, nicht lernen kann, sondern daß man sie in unermüdetem Dienst leben muß. Die HJ. will in erster Linie Erziehung des Charakters, und dieser bildet sich nur im Strom immerwährenden tätigen Lebens, im Dienst in der HJ. Diese Aufgabe ist so einzig und groß, daß sie von niemand anders übernommen werden kann, und sie ist auch so verpflichtend, daß sich kein Junge und kein Mädels ausschließen darf. Es wäre Verblendung, wollten Eltern heute noch ihre Kinder vom Eintritt in die HJ. abhalten.

Und nun will ich erst auf mein eigentliches Bild zurückkommen, in dem ich die deutsche Erziehung mit einem Baum vergleichen habe. Da stehen das Elternhaus, die Schule, die Hitler-Jugend als die drei großen Erziehergemeinschaften nebeneinander, aber alle haben sie am selben Menschen zu arbeiten, an unsern Jungen und Mädels. Drei Kräfte, aber ein Leben. Wie an einem schön gewachsenen Baum die drei großen Teile: Wurzel, Stamm und Krone vereint zusammenarbeiten, um das werden zu lassen, was wir einen Baum nennen, so ist es auch bei der künf-

tigen deutschen Erziehung. Erst nachdem die drei Kräfte Elternhaus, Schule und HJ. organisch zusammenarbeiten wie Wurzel, Stamm und Krone, wird das erstehen, was wir die deutsche Erziehung nennen. Niemals darf es so sein, daß eines gegen das andere arbeitet, oder eins sich besser dünkte als das andere, sich mehr Recht herausnahme gegenüber dem andern. Nein — so wie an einem gut gewachsenen Baum Wurzel, Stamm und Krone in einem lebendigen Zusammenhang stehen und nur füreinander da sind, so auch in unserer künftigen Erziehung. Wie wäre es um den Baum bestellt, bei dem die Wurzel sagen würde — und damit meine ich das Elternhaus —: „Ich habe mit dem Stamm und der Krone nichts zu tun.“ Der Baum müßte sterben. Oder der Stamm — mit dem ich die Schule vergleiche — würde sprechen: „Ich will nichts mehr von der Krone wissen, ich versage ihr meinen Dienst.“ Was wäre das für ein armseliger Baum, nein, es wäre ja nur ein Strauch, bei dem sich die Krone gleich bei der Wurzel aufsehen müßte. Oder wenn gar die Krone käme — um sie mit der Hitler-Jugend zu vergleichen — wenn sie gar sagte: „Ich brauche Wurzel

und Stamm nicht, ich bin für mich allein Baum genug.“ Damit würde sie sich ja selbst zugrunde richten. Wenn aber alle drei zusammen sprechen: „Wir arbeiten alle für das gleiche Leben, für den einen Baum, wir wollen zusammenarbeiten, daß ein starker und guter Baum entstehe. Ich, Wurzel, will tief in die unverfügbaren Kräfte des Bodens meine Arme einsenken, daß ich Kraft und Leben, immer neues Leben spenden kann. Und ich, Stamm, bewahre alles Gute, was sich im Lauf der Jahrzehnte an Kräften angesammelt hat und bau es zu einer unzerstörbaren Kraft, die stolz den ganzen Baum erhebt. Und ich, Krone, greife in den Himmel, tauche in die ewige Sonne, steh in Sturm und Regen und hole von dort her Kraft, die dem ganzen Baum wieder zugute kommt.“ Wenn alle so sprechen, wird ein Baum erwachsen, der stolz und unbezwinglich steht und Jahrhunderte überdauert. Und so wie hier müssen auch Elternhaus, Schule und Hitler-Jugend in einem Willen stehen, unsere Jugend zu einem großen Ziele zu führen, das immer und immer nur heißt: **Deutschland**, ewiges, unvergängliches Deutschland.

## Heimkehr nach Munterswyhl

Erzählung von Franz Hirtler

Die Leute von Munterswyhl, einem Altertümlichen, von Weinbergen umrahmten Städtchen, waren keine Kopfhänger; sie feierten die Feste wie sie fielen, und sie waren berühmt dafür, daß es bei festlichen Gelegenheiten in ihrem Städtchen hoch herging. Sie hatten neben ihrer Arbeit, wenn es sich traf, Zeit genug zum Fröhlichsein, und sie hielten es für eine wichtige Sache, ihre Feste gut vorzubereiten und ihnen stets eine besondere heimatische Eigenart zu geben. Solch ein heiterer Sinn verdient heute hohes Lob. Denn das Leben soll nicht nur mit Geldverdienen ausgefüllt werden, sondern auch

mit Freude und mit ehrbarem Genuß. Vielleicht aber waren die Munterswyhler im Vergleich mit schwerblütigeren Menschen, die in den Ortschaften rings um ihr Städtchen zu Hause waren, doch etwas gar zu festfreudig und nahmen das Leben zu sehr von der leichten Seite? Man sagte ihnen nach, daß bei dieser Leichtblütigkeit und bei ihrer Lust an ausgelassenem Singen, Musizieren, Theaterspielen und Tanzen selten einer von ihnen auf einen grünen Zweig gekommen sei. Ihre Tüchtigkeit und ihr Fleiß, die man anerkannte, reiche eben gerade hin, sich über Wasser zu halten, habe aber nie zu besonderen



Erfolgen geführt. Solche Bemerkungen hörten die Leute in Munterswyhl lachend an. Sie konnten beweisen, daß sie bei all ihrer Bereitschaft zum Lustigsein doch dem Ernst des Lebens gerecht geworden waren, und daß sie ihre Geschäfte in gutem Schwung hielten, wenn sie sich auch von übertriebenen und neumodischen Unternehmungen fern hielten. In Munterswyhl war noch nie ein Mensch in Gefahr geraten, zu verhungern; denn man hatte etwas übrig für einen darbenden Mitmenschen, und man machte sich ein Vergnügen daraus, einem notleidenden Wanderer außer einem Teller Suppe und einem Stück Brot manchmal auch ein Gläschen Wein, den man reichlich im Keller hatte, anzubieten. Was aber die Behauptung anbelangt, daß es noch nie ein Munterswyhler auf einen grünen Zweig gebracht habe, so brauchten die Leute, denen man solches vorhielt, nicht viele Worte zu machen, um solche geringe schätzigke Äußerung zu widerlegen. Sie konnten sich begnügen, mit Stolz den Namen eines Mannes zu nennen, der es wahrlich höher als auf einen grünen Zweig gebracht hatte; denn wer kannte dort nicht den trefflichen Herrn John Kurrus? Er war vor einem halben Jahrhundert als armer Johann Kurrus mit zwei Hemden und einem sauberen Anzug im Koffer aus Munterswyhl fortgewandert und war nun als wahrer Goldonkel nach einer Lebensfahrt durch die halbe Welt in seine Heimat zurückgekehrt. Es lohnte sich schon, den Fremden, die über den rüstigen Siebziger Lustkunst haben wollten, etwas Näheres über den Mann mit dem fecken federgeschmückten Jägerhut zu erzählen.

Als Kellner in großen Gaststätten erhielt damals vor fünfzig Jahren der junge Johann Kurrus ein gutes Fortkommen. Er fand sich zurecht in der Welt, war anständig und gewandt, so daß er in Italien bald den reisenden Engländern in ihrer Sprache ebenso gut erwidern konnte wie den Deutschen, wenn sie ein Beefsteak oder eine Portion eingemachtes Kalbfleisch verlangten.

Und schließlich war Johann Kurrus nach London gekommen, das damals die größte Stadt der Welt war. Dort in einem der vornehmsten Hotels bewegte er sich zwischen den mit hohen Spiegeln geschmückten Wänden des Speisesaals mit der Würde eines königlichen Kammerherrn, wenn er auch nur ein Kellner war und aus dem stillen deutschen Städtchen Munterswyhl stammte. Er hätte sich in seinem gußisenden Frack sehr wohl mitten in die Gesellschaft der Lords setzen können, die dort Einkehr hielten, ohne irgendwie störend aufzufallen. Aber John Kurrus, wie man ihn dort nannte, hatte noch allenthalben vor in der Welt. Er reiste aus dem ewig nebligen London in das Sonnenland Ägypten, wo ihm von einem in London zu Besuch weilenden Hotelbesitzer eine leitende Stellung angeboten worden war. Dort versäumte er keine Gelegenheit, die Wunder der Welt in Augenschein zu nehmen. Er bestieg die berühmte Cheopspyramide, reiste auch während eines Urlaubs den Nil hinauf bis Chartum und ein andermal auch durch die Libysche Wüste bis zur Oase Kufra, wo weiße Paläste und schmutzige Lehmhütten unter prächtigen Palmen stehen. Dabei war es ihm auch einmal gelungen, einen Löwen zu schießen. Welcher Munterswyhler hat je solche That vollbracht! Johann Kurrus war ein guter Schütze. Schon in jungen Jahren hatte er gelernt, mit einem Gewehr umzugehen; denn in seiner Heimatstadt pflegte die Schützengesellschaft diesen schönen Sport, und dort war es, wo er zum erstenmal ins Schwarze getroffen hatte. Und seither hatte der Herr Oberkellner stets Anschluß gefunden in Schützengesellschaften, die es in der ganzen Welt gibt, die aber nirgends so den Geist echter Kameradschaft hochhalten wie die Schützengesellschaft zu Munterswyhl im lieben Germany. — Ein Jahrzehnt weilte Johann Kurrus im sonnigen Land der Pyramiden, dann fuhr er durch das Mittelmeer und durch den Atlantischen Ozean nach Amerika. Er schaute sich in Newyork um. Er dachte nicht mehr daran, als Steward, wie man dort

den Kellner nennt, sein Geld zu verdienen. Er hatte bereits genug Dollars erworben und konnte sich nun ein prächtiges Hotel in der besten Lage kaufen. Johann Kurrus aus Munterswyhl war nun ein gemachter Mann, er wandelte im Gehrock wie ein Fürst durch die Räume seines Hauses, das oben auf dem Dach in riesigen leuchtenden Buchstaben seinen Namen durch die Nacht hinaus rief: Kurrus.

Manchmal aber zog der Besitzer des prächtigen Hotels einen bequemen grünen Jägeranzug an, setzte seinen federgeschmückten Lodenhut auf und fuhr mit seinem Auto hinaus auf den Schießstand des Schützenvereins, den deutsche Landsleute nach heimatlichem Muster dort gegründet hatten. Das waren Stunden, in denen er manchmal fast glaubte, sein ganzes bisheriges Leben sei ein Traum, und er sei immer noch auf dem Munterswyhler Schießstand, wo er einst selbstgegoßene Kugeln zur Scheibe geschickt hatte. — Inzwischen hatte man auch in der Heimat von dem Glück des Johann Kurrus Kunde erhalten, denn der Besitzer des in ganz Newyork bekannten Kurrus-Hotels hatte seine in bescheidenen Verhältnissen lebenden Verwandten nicht vergessen: er sandte jedes Jahr zu Weihnachten Dollars. Endlich durfte man ihn auch selbst in der Heimatstadt begrüßen, und das war für Munterswyhl ein willkommener Anlaß zu einem Fest, an dem besonders die Schützengesellschaft sich hervortat. Man erwies dem waderen Manne, der in der Ferne seine Heimat nicht vergessen hatte, alle Ehre. Er verlebte einige glückliche Tage bei den Munterswyhlern und versprach, wiederzukommen. Dann fuhr John Kurrus nach Wien, wo sich die Schützen der ganzen Welt trafen zu einem Preischießen, bei dem es um die Weltmeisterschaft ging.

---

**D**as Blut aller derer, die im Glauben an Deutschlands Größe gefallen sind, ist nicht vergeblich geflossen. In dieser Zuversicht baue ich fest auf dich, du deutsche Jugend.

Hindenburg.

Als Vertreter des Newyorker Deutschen Schützenvereins wollte er dort zeigen, was er konnte. Ganz Wien wimmelte von grünen Schützenhüten, sogar der alte Kaiser Franz Josef trug einen solchen, als er zur Eröffnung des großen Festes auf die Ehrenscheibe schoß. Und dort erlebte Johann Kurrus den größten Tag seines an Glück und Erfolgen doch gar nicht armen Lebens. Er zeigte sich als ein Meisterschütze, der jeden Tag durch neue bewundernswerte Leistungen sich auszeichnete, und wurde am letzten Tag des Festes zum Welt-Schützenkönig ausgerufen. Der ehrwürdige Kaiser Franz Josef lud den neuen König ein, zu ihm in die prächtige Hofkutsche zu steigen, und fuhr mit ihm durch die Straßen Wiens, wo die Leute dichtgedrängt am Straßenrand und in den Fenstern standen und der alten Majestät sowie dem besten Schützen der Welt zujubelten. Die Zeit läuft schnell, und die Menschheit ist sehr vergeßlich. Es ist schon lange her seit jenem glanzvollsten Erlebnis des Johann Kurrus; wer aber heute nicht mehr daran glauben kann, daß ein Mann aus Munterswyhl mit dem Kaiser und König von Ungarn in Wien durch die Ringstraße gefahren ist, der lasse sich in Munterswyhl im Schützenwirthshaus unter Glas und Rahmen das Bild zeigen, das damals in allen Zeitschriften abgedruckt war, und das der Nachwelt den Ruhm des Johann Kurrus überliefert, wie sonst es ein Denkmal aus Stein tut. Noch manches Mal war der berühmte und verehrte Mann nach Europa herübergekommen und nach Munterswyhl, und hatte auch einige Male seine Frau mitgebracht, eine stattliche Amerikadeutsche, die ein wenig kränklich war und deren liebster Aufenthalt eine Anhöhe war, von der aus man das Städtchen Munterswyhl überblicken konnte; dort hatte ihr Johann Kurrus eine bequeme Bank aufstellen lassen.

Es kam der Weltkrieg, und man kann sich denken, mit welchen Empfindungen John Kurrus die Ereignisse auf den europäischen Kriegsschauplätzen verfolgte. Mitten in der Weltstadt Newyork stand ihm immer das Städtchen vor Augen, in

dem er seine Jugend verlegt hatte. Er dachte an das Schicksal der Freunde, die er dort hatte. Es gab keine Möglichkeiten, Nachrichten von dort zu erhalten und den in Not befindlichen Landsleuten Hilfe zu schicken. Aber nach dem unglücklichen, schmachvollen Kriegsende, als auch in Munterswyhl Trübsal und Elend herrschten, kam mit der ersten Post, die aus Amerika eintraf, ein Paket mit köstlichen Dingen herüber, Schinken und Würste, die man bestaunte, Kaffee und Tee, an dessen Duft man sich kaum mehr hatte erinnern können, Weizenmehl, dessen Feinheit geradezu sündhaft erschien, Seife von wunderbarer Güte, und noch mancherlei Überraschungen. Aber der Empfänger dieser herrlichen Dinge, der Bruder des John Kurrus, war nicht mehr am Leben, er war als Landwehrmann bei St. Mihiel gefallen. Tiefgerührt las die Witwe des Gefallenen den Brief aus Amerika. Voller Sorge erkundigte sich das deutsche Herz drüben nach dem Befinden seines Bruders und all der Freunde in Munterswyhl. Für Josefa, seine nun des Vaters beraubte Nichte, hatte der gute Mann überm Ozean Schokolade und Süßigkeiten beigelegt. Was sollte man dem lieben Onkel schreiben? Die ganze Chronik der Kriegsjahre in Munterswyhl würde ein dices Buch geben. Aber die Mutter Josefas konnte nicht viele Worte machen aus ihrem Leid und ihrer Not. Sie schrieb auf einem einzigen Briefbogen, wie es aussah in Munterswyhl und in der deutschen Heimat, teilte den Tod ihres Mannes mit und zählte die Namen der Gefallenen auf, die Johann Kurrus gekannt haben mochte. Sie fügte ein Bild ihres Mannes in der Kriegsuniform bei und dankte für die reichen Gaben, die ihr und Josefa große Freude gemacht hätten. Josefa, die der Onkel als zwölfjähriges, lustiges Kind bei seinem letzten Besuch vor dem Krieg gesehen habe, sei nun zu einem großen, ersten Mädchen von fast achtzehn Jahren herangewachsen. Auf diesen inhaltsreichen Brief antwortete Johann Kurrus in seiner kurzen und sachlichen Art, die aber doch den Schmerz erkennen ließ, den

ihm der Tod seines Bruders bereitet hatte. Er ermunterte die beiden Frauen, den Lebensmut nicht zu verlieren, er wolle für sie in jeder Hinsicht besorgt sein. Auch hoffe er, bald wieder einmal in seine Heimat kommen zu können. Nach wenigen Wochen traf auch eine weitere reichliche Sendung aus Amerika ein. Johann Kurrus war sehr erfinderisch in seinen Hilfleistungen für die Verwandten in Mun-



Noch manches Mal war der berühmte und verehrte Mann nach Europa herübergekommen und nach Munterswyhl.

terswyhl. Er dachte an das Nützliche und Unangenehme und vergaß sogar nicht, der Schützengesellschaft eine Freude zu machen. Als zum erstenmal nach dem Krieg das Eröffnungsschießen am ersten Maisonntag stattfinden sollte, regte sich erstmals wieder in Munterswyhl die alte Lust, ein Fest zu feiern, das Schützenfest nach altem Brauch, wie es seit vielen Jahrzehnten in dem Städtchen einst gefeiert worden war. Während dabei die Schützen in den Ständen ihre Büchsen knallen ließen und um herrliche Ehrenpreise im Wettkampf lagen, versuchte das Volk sein Glück in den Würfelbuden, wo immer vier Spieler miteinander nach Zahlung eines kleinen Einsatzes

eine große Schützenbrotzettel herauspielten, die dem zufiel, der den höchsten Wurf tat. Aber wie sollte man in der Zeit der Brotkorten und des schlechten Mischmehles solche Brotzettel herstellen können? Kaum hatte der gute Johann Kurrus in Newport die Einladung der Schützengesellschaft zur Teilnahme an dem geplanten Fest erhalten, als er auf den wunderbaren Gedanken kam, den Schützenbrüdern einen großen Sack feinsten Weizenmehls zur Herstellung der Festbrotzettel zu stiften! Das war mehr als nur ein guter Einfall und eine freundliche Aufmerksamkeit, es war ein Zeichen des echten Verbundenseins mit den Landsleuten in der Heimat, eine Tat, die ihm nun alle Munterwähler Herzen gewann. Daß der Herr John Kurrus drüben zwischen den Wolkenkratzern an die Schützenbrotzettel gedacht hatte, das war rührend. Man nannte ihn von dieser Stunde an nur noch den Goldonkel in Amerika, wobei man nicht an das gelbe Edelmetall oder an Dollars dachte, sondern an das Gold im Herzen des fernen Munterwähler Landsmanns. So feierten also die Schützen in der Heimat zum ersten Male wieder nach altem Brauch das Schützenfest, und in jedem Hause, wo eine große Brotzettel von glücklichen Gewinnern heimgebracht wurde, gedachte man besonders des Mannes drüben über dem Ozean.

Es vergingen sieben Jahre, bis Johann Kurrus aus Newport wieder den Weg nach Munterwühl fand. Die Krankheit seiner Frau hatte ihn zurückgehalten. Er hatte die Reise in die Heimat wieder aufgeschoben in der Hoffnung auf die baldige Genesung der an einer Lungenkrankheit Leidenden. Aber nach einiger Zeit mußte er den Verwandten und Freunden in Munterwühl das Hinscheiden seiner Lebensgefährtin mitteilen; auch einem Glückskind wie Johann Kurrus blieb es nicht erspart, vom Leid dieser Welt zu kosten. Aus Munterwühl erfuhr er Zeichen echter Anteilnahme, und man achtete dort seine Trauer, indem man erst nach Verlauf von zwei Jahren ihm wieder eine

herzliche Einladung zum Schützenfest zukommen ließ. Da sagte er freudig zu. Zu gleicher Zeit lief durch Munterwühl gerüchtweise die Kunde, der „Goldonkel“ beabsichtige sich nun bald für immer wieder in seiner Heimat niederzulassen. Er hatte ja bereits seit einigen Jahren ein hübsches neues Haus stehen, das die Witwe seines Bruders in seinem Auftrag hatte bauen lassen. Er hatte gedacht, darin mit seiner Frau seinen Lebensabend zu verbringen. Die Schwägerin und ihre Tochter Josefa, denen Johann Kurrus ein sorgloses Leben gesichert hatte, wohnten nun darin und hielten den großen Garten, der das Haus umgab, in gutem Stand. Josefa pflegte mit besonderer Sorgfalt die Rosenanlage, die den an die Straße angrenzenden Teil des Gartens schmückte. Sie freute sich auf den Augenblick, da der Onkel diese prächtige Sammlung edler Rosenarten sehen würde. Als nun der Onkel schrieb, daß er zum Schützenfest in Munterwühl eintreffen werde, mischte sich in ihre Freude doch auch ein wenig Ärger, da dieses Fest ja wie immer am ersten Maisonntag stattfand und um diese Zeit die Rosen noch nicht blühten. Ihre Mutter meinte, der Onkel werde sich an dem Blütenflor der Rosenbeete auch noch im Juni erfreuen, und überhaupt auf einen so weitgereisten Mann wie Johann Kurrus werde ein Rosengärtchen in Munterwühl keinen besonderen Eindruck machen. Das kränkte die gute Josefa ein wenig, denn an dieser Rosenzucht hing ihr ganzes Herz. War es nicht eigentlich merkwürdig, daß sie ihr Herz an nichts anderes verloren hatte als an diese Blumen? Alle Munterwähler Leute wunderten sich, daß Josefa mit ihren vierundzwanzig Jahren noch keinen ernsthaften Freier angenommen hatte. Sie war im Schmuck ihrer braunen Haare und durch ihre zierliche Gestalt ein ungewöhnlich hübsches Mädchen und hatte auch als einstige Erbin ihres kinderlosen Onkels manchen Bewerber angezogen; aber mit keinem hatte sie sich näher eingelassen. Sie schien einzig für ihre Rosen zu leben. In diese schöne Liebhaberei floß die ganze unbe-

wußte Sehnsucht ihrer blühenden Mädchenjugend. Aber in solchem verwandelten, merkwürdigen Gefühl war ein kleines Geheimnis verborgen, das niemand, auch sie selbst nicht, ahnte, das aber in naturhaftem Wachstum sich ans Licht drängte. Es wuchs langsam in ihr, und sie staunte über ihr eigenes Herz, als sie erstmals von einer leisen Ahnung befallen wurde von dem, was in ihr sich regte. In weiteren rätselvollen Andeutungen soll hier der Leser nicht hingehalten werden, sondern es soll Gelegenheit gegeben werden, das zarte Geheimnis zu erraten, bevor die Leute von Munterstwyhl selbst davon erfuhren. Ein junger Mann erschien jeden Tag in dem Haus der beiden Frauen. Er trat immer fast zur gleichen Stunde durch die Gartentüre, die von Kletterrosen umrankt war, ging in das Haus, kam aber meist nach kurzer Zeit wieder heraus, blieb dann oft, wenn Josefa bei ihren Rosen war, einige Augenblicke bei ihr stehen. Sie sprachen dann über nichts als über diese stacheligen Pflanzen, über neue Arten, über die zweckmäßigste Pflege, über die Farben und den Duft ihrer Blüten und sonst über nichts. Niemand fiel das tägliche Kommen und Gehen dieses Mannes auf, man nahm es als eine Selbstverständlichkeit hin, und aus den kurzen Gesprächen zwischen ihm und Josefa zog niemand die Schlüsse, die man sonst gleich zu ziehen pflegt, wenn ein Mädchen und ein junger Mann beieinanderstehen. Bei näherem Zusehen löst sich manches Rätsel, und auch hier wird der Leser leicht in der Lage sein, die Dinge deutlicher zu sehen, als sie die Leute von Munterstwyhl sahen. Denn der junge Mann, der tagtäglich zwischen neun und zehn Uhr vormittags die Klinke der Gartentür niederdrückte und mit freudiger Spannung im Gesicht eintrat, machte diesen Gang im Auftrag und im Dienste einer weltumspannenden Einrichtung.

An einem Märzorgen war es, kurz vor Josefens Geburtstag, da kam er zur gewohnten Zeit wieder durch die Gartentpforte, und nun kann dem Leser sein Aussehen länger nicht mehr verschwiegen werden. Er sah Josefa in ihren Beeten zwi-

sehen den eingebundenen und durch Eingraben vor Frost geschützten Stöcken stehen. Der letzte Schnee war erst vor einigen Tagen weggeschmolzen. Der junge Mann grüßte, griff in die Ledertasche, die an einem Riemen an seiner Seite hing, und überreichte Josefa einen Brief, der mit ausländischen Marken besetzt war. Sie sah gleich, daß er vom Onkel Johann in Newyork war. Es war weiter nicht merkwürdig, daß sie dies sagte, und daß die



Ein junger Mann blieb dann oft, wenn Josefa bei ihren Rosen war, einige Augenblicke bei ihr stehen.

beiden dann ein kleines Gespräch über das Schützenfest führten, das nicht mehr ferne war, und zu dem auch der Onkel sein Erscheinen zugesagt hatte. Der Mann, mit dem sie sprach, war ja der Postbote Hermann Waibel, ein heller und munterer Bursche, mit dem es sich gut plaudern ließ. Er sah dem Schützenfest mit großen Erwartungen entgegen, denn auch er wollte als Mitglied der Schützengesellschaft seine Geschicklichkeit am Schießstand erproben.

„Ich schieße nicht schlecht“, sagte er mit schüchternem Stolz, „aber wenn es um einen Preis geht, dann hab' ich kein Glück.“

„Das Glück kommt immer unerwartet, man darf es nicht erzwingen wollen!“ erwiderte Josefa.

„Ja, freilich, man sollte im Schießstand gar nicht an einen Preis denken, aber unsereiner hat es nötig! Man möcht' doch sich selbst nicht verachten, man möcht' etwas gelten vor den Leuten.“ Hermann Waibel lächelte, er fand seine Rede selbst etwas komisch.

Josefa erklärte mit ernstem Gesicht: „Ich werde Ihnen den Daumen halten. Es wird aber nichts nützen, denn ich hab' mit dem Glück noch nichts zu tun gehabt.“

„Oho!“ widersprach Hermann Waibel. „Wenn ich mir das Glück als etwas Lebendiges vorstelle, dann denk' ich, daß es so aussehen wird wie Sie, Fräulein Josefa! Halten Sie mir nur den Daumen!“

Das Mädchen errötete und schwieg. Der Postbote kramte in seiner Tasche, holte noch eine Postkarte und eine Zeitung hervor und überreichte sie der ratlos Dastehenden. Das Gespräch war beendet.

Hermann Waibel grüßte sie, sich verabschiedend, mit aller Herzlichkeit. Das Mädchen nickte, und aus ihren Augen schoß ein Strahl zu dem jungen Mann hinüber, der ihm viel hätte sagen können, wenn er nicht gar so kleinmütig gewesen wäre. Zum erstenmal hatten die beiden nun von etwas anderem als von der Rosenzucht miteinander gesprochen.

Bei jedem Zusammentreffen redeten sie nun vom Schützenfest und von den Dingen, die damit zusammenhingen. Es waren immer nur ganz kurze und eigentlich nichtsagende Gespräche, aber Josefa erschienen sie inhaltsreich und wichtig. Sie wußte freilich auch jetzt noch nicht, wie es mit ihrem Herzen stand. Hermann Waibels Gedanken gingen aber in dieser Zeit stets um etwas ganz Bestimmtes, er träumte am hellen Tag immer wieder einen Traum, dessen Erfüllung ihm ganz unmöglich schien.

Mit heiterem Gesicht ging der Postbote von Haus zu Haus, lachte und scherzte mit den Leuten, die ihn gerne sahen, weil er freundlich war. Niemand

ahnte, daß Hermann Waibel in mancher stillen Stunde ein kummervolles Gesicht machte und sich Mut zuredete, im Rosengarten Josefas ein ernstes Wort und eine Schicksalsfrage auszusprechen.

Schützenfest in Munterswyhl! Endlich war der Morgen des ersten Maisontags angebrochen! Strahlend schaute die Sonne über die Berge auf das zum Feste gerüstete Städtchen. Krabumm! Krabumm! dröhnten die Böller von der Anhöhe herab und weckten die Schläfer, die noch nicht munter waren, weil sie am Vorabend erst sehr spät die Betten aufgesucht hatten wegen der Vorbereitungen zum großen Tag. Es mußten Brezeln, Beden, Brote, Kuchen gebacken, Schweine und Kälber geschlachtet, Würste gemacht, Buden aufgeschlagen, Girlanden und Kränze gewunden, duftige Jungferngewänder gebügelt, Locken gewidelt, Gewehre gereinigt und nachgesehen werden. Auch mußten die Straßen sorgfältig gefegt und die Brunnen mit Birkenreisern geschmückt werden.

Mit der Bahn, zu Wagen oder zu Fuß trafen die Festgäste von auswärts ein. In allen Straßen und hoch am Kirchturm wurden die Fahnen herausgesteckt. Nach dem Gottesdienst trafen sich die Schützen im Garten des Schützenwirthshauses, wo die blonde Wirtin in weißer Festschürze Umschau hielt, ob alles in guter Ordnung wäre. Im Nebenzimmer, wo in einem Glaschrank die alte Fahne des Vereins verwahrt war, hielten die Männer des Vorstands eine letzte Beratung. Eine besondere Ehrung für Johann Kurrus sollte dem Festschießen vorausgehen; man wollte dem verehrten Manne die Würde eines Ehrenpräsidenten der Schützengesellschaft verleihen. Diese Ehre war während des jahrhundertelangen Bestehens der Gesellschaft noch niemand zuteil geworden, oder vielleicht höchstens nur dem Kaiser Maximilian, der Anno 1507 der damals gegründeten Schützengilde außerordentliche Rechte verliehen hatte. Im Verlaufe

des Schießens sollte der Herr Ehrenpräsident auch einige Schüsse auf die Scheibe schicken, außerhalb des Wettbewerbs natürlich, denn für einen Mann, der einst Weltschützenkönig geworden war, wäre es nichts Besonderes gewesen, in Munterswyhl zu siegen. Aber gerade wegen dieser Ehrenschüsse hatte man einige Bedenken. Vielleicht hatte der nun über 70 Jahre alte Mann nicht mehr die sichere Hand und das gute Auge wie ehemals. Dann mußte es doch ihm und allen seinen Freunden peinlich sein, wenn er Zweier oder Dreier schoß, oder gar eine Kugel neben die Scheibe gehen ließ. Ein solch mißlicher Vorfall mußte vermieden werden. Es müßte ja den berühmten Mann bitter kränken, wenn die Zeitungen berichteten, daß er schlecht geschossen hatte. Aber wie sollte man es einrichten, daß so etwas nicht geschah? Einen harmlosen kleinen Schwindel müßte man vorbereiten, dann konnte man Herrn Johann Kurrus unbesorgt seine Schüsse abfeuern lassen. Der Schneiderkarli, der bei dem Schießen in der Deckung vor den Scheiben die Aufsicht führte, erklärte, es sei leicht zu machen, man müsse nur den Anzeigern ein unauffälliges Zeichen geben, sobald Johann Kurrus zum Schießen antrete. Dann würde der Mann, der die Scheiben bediente, anzeigen, was sich für Johann Kurrus ziemte: vielleicht zwei Elfer, einen Zehner und drei Zwölfer. Denn wenn Johann Kurrus nur Zwölfer schoß, hätte es vielleicht Verdacht erregen können. Das war eine gute Idee. Wie aber gab man dem Anzeiger ein Zeichen? Man konnte doch nicht geradezu eine Fahne schwenken, wenn Johann Kurrus zum Schießen sich anschickte. Der Schneiderkarli wußte auch da Rat: Man hing an einem bestimmten Ort, etwa am linken Seitenpfosten des Schießstandes, einen Hut auf, sobald der „Goldonkel“ an der Reihe war. Den Hut konnte der Anzeiger mit seinem Spiegel leicht bemerken. Es konnte niemand auffallen, auch dem Schützen selbst nicht. Ein glänzender Einfall! Die Leute des Vorstandes waren nun beruhigt; für Johann Kurrus

war gesorgt. Die Sache wurde im einzelnen verabredet, und der Schneiderkarli schlug am linken Seitenpfosten des Schießstandes einen Nagel ein, an den einer von den Leuten des Vorstandes seinen Hut aufhängen sollte, sobald Johann Kurrus zum Schießen sich anschickte.

Um 2 Uhr des Nachmittags versammelten sich die Schützen auf dem Marktplatz, wo sich auch eine große Schar einheimischer und auswärtiger Zuschauer eingefunden hatte. In grünen Schützenröcken und ebensolchen federgeschmückten Hüten nahmen die Mitglieder der Schützengesellschaft und die fremden Schützen Aufstellung. Nach einigen Kommandorufen setzte kräftig die Musikkapelle ein. In strammem Schritt marschierte der Zug. Wuchtig markierten die große Trommel und das Becken den Takt, die Klarinetten jubelten, und die Trompeten schmetterten. Es war ein herrlicher Ohrenschmaus. Stolz marschierten die Männer mit geschulterten Gewehren durch die Hauptstraßen, und jeder hatte ein kleines Maiglöckchensträußchen in die Laufmündung gesteckt. Aus den Fenstern und aus den Reihen der Zuschauer, die die Straßen säumten, wurden Blumen geworfen. Oft gelang es den Schützen, diese fliegenden Huldigungen aufzufangen. Alle Mannesalter waren vertreten, von dem schlanken Zwanzigjährigen über die beleibten Bierziger bis zu den ergrauten älteren Herren. Einem fremden Zuschauer, der nicht näheren Bescheid wußte, mußte es auffallen, daß einem in der ersten Reihe hinter der Musikkapelle marschierenden weißhaarigen Schützen besonders stürmischer Jubel und zahlreiche Blumengrüße zuteil wurden. Das war Johann Kurrus aus Newyork, der im Zug der Munterswyhler Schützen mitmarschierte! Man sah es seinem klugen und immer noch von Willenskraft erfüllten Gesicht an, daß er ganz bei der Sache war, wie alle diese wackeren Männer. Seine Augen verrieten die Freude in seinem Innern, das Glück der Erfüllung eines Traumes, den er während der vergangenen Jahrzehnte immer wieder geträumt hatte. In

seiner Heimatstadt in festlichem Zugemitzumarschieren. Das durfte er nun erleben, und es war köstlicher als alles, was ihm in Newyork an Ehre und Erfolg zuteil geworden war. Allen Zurufern nickte er freundlich zu.

Der Zug kam näher und näher dem Festplatz. Ein Herz in der langen Marschkolonnie schlug lebhafter, als das Haus sichtbar wurde, in dem die Schwägerin des Herrn Johann Kurrus mit ihrer Tochter Josefä wohnte. Hermann Waibel, der Postbote, war fast nicht wiederzuerkennen im Schützenkittel und mit dem Schützenhut, die er mit seinem postalischen Rock und mit seiner Dienstmütze vertauscht hatte. Aber Josefä hatte ihn schon von ferne erblickt und warf ihm mit sicherer Hand ein Sträußchen zu, das er hochbeglückt auffing.

Der Festplatz zwischen dem Schützenwirthshaus und den Schießständen bot ein buntes und bewegtes Bild. Fahnen und Girlanden umsäumten ihn. Verkaufsbuden mit Ledereien und Wurstwecken standen in Reihen, und draußen auf einer Wiese war als Lustbarkeit der Jugend ein prächtiges Karussell in Tätigkeit. Ein großes Schild lud in den Wirtschaftsgarten des Schützenwirthshauses ein mit dem alten Spruch: „D Mensch im Volksgewühl, trink Wein von Munterwühl!“ Und ein fröhliches, buntes Volksgewühl war nun wirklich auf dem von der Maironne beschienenen Platz. Drüben bei den Schießständen hörte man einen Festredner laute Worte sprechen, und bald hallten stürmische Hochrufe herüber. An den Würfelbuden, wo die riesigen Schützenbrezeln an Stangen hingen, ging es lebhaft zu. Bald begann es vom Schießstand her zu knallen. Das Preisschießen hatte begonnen!

Johann Kurrus saß im Garten des Schützenwirthshauses an einem Tisch, den seine einstigen Schulkameraden und Jugendfreunde besetzt hatten. Immer wieder mußte er einem alten Freunde, der mit dem Glas zu ihm trat, Bescheid tun.

Am Schießstand herrschte gute Ordnung. Die Aufschreiber saßen an ihrem Tisch

und notierten die von jedem Schützen erzielten Punkte. Gelächter erschallte, wenn der Anzeiger aus der Deckung winkte: Vorbei! Hermann Waibel war froh, daß er nun schon an die Reihe kam. Sein Gesicht verriet nicht im geringsten die Aufregung seines Innern. Er versuchte immer wieder, jetzt auf Augenblicke Josefä zu vergessen; aber er hatte sie immer vor Augen, wie sie ihm lachend das Sträußchen zugeworfen hatte. Nun trat er an die Schranke, unruhig und unsicher. Sein Name wurde gerufen. Er richtete sein Gewehr zum Schuß. Aber irgend etwas störte ihn. Der Hut, den er statt der gewohnten Dienstmütze trug, machte ihm heiß und belästigte ihn. Er ließ das schon erhobene Gewehr wieder sinken, nahm rasch die ärgerliche Kopfbedeckung ab, entdeckte mit einem Zufallsblick den Nagel am linken Seitenpfosten, und schon hatte er den Hut daran aufgehängt! Es war jener Nagel, den der Schneiderkarli zu einem geheimnisvollen Zwecke dort eingeschlagen hatte. Es blieb zunächst unbeachtet. Krach! Hermann Waibel hatte geschossen. „Zwölf!“ riefen die Aufschreiber. Der Schütze erschraf vor seinem fabelhaften Glück. Er legte wieder an. Krach! „Elf!“ rief der Aufschreiber. Es war immer noch ausgezeichnet. Weiter! Abermals schoß Hermann Waibel einen Elfer. Nun bemerkte einer der in die List eingeweihten Vorstandsleute mit Schrecken den Hut am Seitenpfosten. Im ersten Augenblick wollte er hinein und ihn herunterreißen. Aber hätte das nicht die ganze Sache verraten? Endlich traf er ein anderes Mitglied des Vorstandes, den Schriftführer, und teilte diesem die mißliche Geschichte mit: Nun meinten die Leute bei der Scheibe, der Amerikaner schieße, aber statt seiner erhielt nun der Hermann Waibel die hohen Treffer! Eine böse Sache! Was tun? „Nichts zu machen!“ sagte mit Achselzuden der Schriftführer. Inzwischen hatte Hermann Waibel noch dreimal geschossen und jedesmal war es ein Zwölfer gewesen! Eine erstaunliche Leistung: 70 Punkte mit sechs Schüssen! Hermann Waibel war



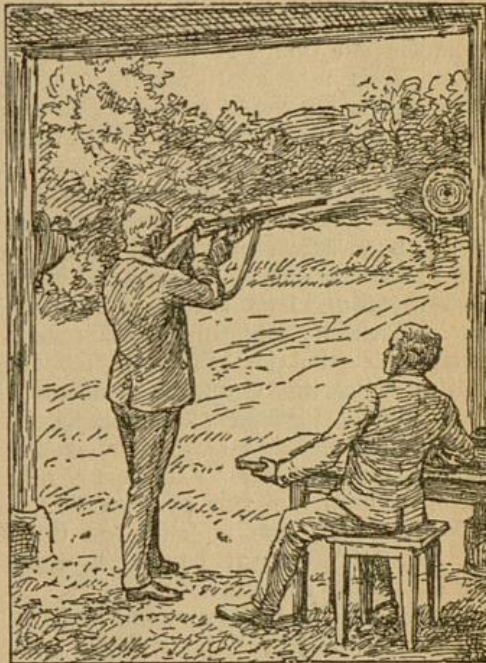
auser sich vor Verwunderung und Glück. Er verlieh den Schießstand. Ein Bursche lief ihm nach und überreichte ihm den Hut, den der glückliche Schütze am Nagel hatte hängen lassen. Es scheint, dachte Hermann Waibel, daß das Glück nun den Weg zu mir gefunden hat! Er suchte Josefa auf dem von Menschen wimmelnden Festplatz. Er fand sie nirgends. Halb unbewußt war er in eine Würfelbude getreten, machte einen Einsatz und hatte im nächsten Augenblick eine große Schützenbrotzel gewonnen, die er sich an den Arm hängte. Endlich erblickte er Josefa am Karussell. Sie stand dort mit einigen Kindern, die sie zusammengerufen hatte, um ihnen eine Rundfahrt zu bezahlen. Das tat sie im Auftrag des Onkels, und das machte ihr großes Vergnügen. Hermann Waibel trat keck zu ihr und fragte, ob sie ihm nicht auch eine Fahrt bezahlen wolle. „Mehr als eine! Fünfe! Zehne!“ sagte sie scherzend und errötete. Nun, im Rausch seines Schützenglücks, fand der junge Mann die rechten Worte: „Ich fahre nur, wenn Sie mit mir fahren, Fräulein Josefa!“

„Aber nein, das geht jetzt doch nicht. Heute abend, wenn die Kinder nicht mehr da sind — vielleicht!“

Aus dieser Antwort schöpfte Hermann Waibel nur noch größeren Mut. Da es ein Glückstag war, an dem kein Schuß fehlging, wagte er das Außerordentliche, an das er vor seinem Erfolg im Schießstand nicht ernsthaft zu denken gewagt hatte; er sagte in ganz vertrautem Ton: „Heute abend? Das wird schön, aber es dauert noch eine Weile. Vorher könnten wir einen kleinen Spaziergang durch den Graben machen — wollen Sie, Josefa?“

Sie schaute ihn an mit einem seltsamen Lächeln, hinter dem sich ihre letzte Scheu verbarg, und sagte nichts. Hermann Waibel begriff, daß das ein Ja bedeutete. Sie zählte die Gruppe der versammelten Kinder ab, gab dem Geldeinnehmer des Karussells den Betrag für drei Fahrten, und als die Buben und Mädchen jubelnd auf ihre Plätze im Karussell geklettert

waren, ging sie an der Seite des glücklichen Postboten über den Festplatz und hinaus auf den Weg, der „der Graben“ genannt wurde. Das war ein einsamer Spazierweg dicht vor dem Städtchen, an einer Stelle, wo noch ein Stück der uralten Stadtmauer stand, eine stimmungsvolle Vertlichkeit, wo sich die Munterstwyhler Liebespaare seit Jahrzehnten tra-



Krach! Hermann Waibel hatte geschossen.

fen. Nun blühten dort an den Rainen die Veilchen und die Schlüsselblumen. Wie ein Sieger schritt Hermann Waibel an Josefas Seite dahin; er wußte, daß er in wenigen Augenblicken das geliebte Mädchen in den Armen halten werde, und daß sie sich gegen seine Küsse nicht wehren würde.

Neben dem Schießstand standen drei Männer und steckten die Köpfe zusammen. Es waren die Herren des Vorstandes der Schützengesellschaft. Was sollte man tun? Dem Hermann Waibel waren die 70 Ringe aufgeschrieben worden, die man dem Herrn Kurrus zugebracht hatte! Bis zu diesem Augenblick hatte noch niemand

diese Zahl erreicht; es war fast sicher, daß der Postbote den ersten Preis erhielt. Die Leute, die die Sache eingefädelt hatten, sahen ein, daß sie diesen Schwindel nicht hätten machen sollen. Inzwischen hatte der einstige Welttschützenkönig seine Ehrenschnüßle getan und hatte mit rascher Hand 66 Ringe erzielt, welche richtig den Löchern entsprachen, die seine Kugeln in die Scheibe gebohrt hatten, ein sehr gutes Ergebnis. Man hätte also gar nicht diese Komödie mit dem Hut zu machen brauchen. Aber was nützte nun der Ärger! Man durfte sich nichts merken lassen und mußte dem Postboten seine 70 Ringe lassen. —

Fast eine Stunde war vergangen, als Hermann und Josefa wieder auf den Festplatz zurückkehrten. Nun sagten sie Du zueinander und schwärmten von ihrem Zukunftsglück. Das hatten sie zwischen den blühenden Büschen im „Graben“ genau und gründlich besprochen und mit Küßchen besiegelt. Ernstliche Hindernisse ihres Glückes fürchteten sie nicht. Wenn die Mutter vielleicht nicht gleich einverstanden war mit der Wahl, die Josefa getroffen hatte, so war doch zu hoffen, daß der Onkel, dem ja selbst das Glück oft freundlich gewinkt hatte, ein Wort für die beiden einlegen würde.

„Noch heut' abend, Hermann, mußt du mit dem Onkel reden“, sagte Josefa leise. Er sah die Beliebte zärtlich an und nickte. Un solch einem Glückstage konnte man alles wagen! —

Trompetensignal: Trarara! Trarara! Die Preisverteilung begann! Eine Stimme rief über die lauschenden Festgäste hin: „Den ersten Preis erhält mit siebenzig Ringen der Schütze Hermann Waibel aus Munterswyhl...“

Lauter Jubel und Hochrufe! Der Aufgerufene trat hervor und empfing den Preis, eine prächtige Wanduhr. Man beglückwünschte ihn lachend, und heimlich blinzelten sich zwei Männer vom Vorstand zu. Hermann Waibel verschwand mit seiner Beute in dem Gewühl der Menge. Die Preisverteilung ging weiter. Der glückliche Gewinner des ersten Preises

wußte, wo er nun Josefa treffen konnte: im Nebenzimmer des Schützenwirthshauses wartete sie mit ihrer Mutter und dem Onkel auf ihren Geliebten. Ganz unvorbereitet waren die beiden alten Leute nicht auf das, was sich an diesem Abend entscheiden sollte, aber sie ahnten wohl nicht, daß das Paar, das sich an diesem Tage zusammengefunden hatte, nun gleich auch sich die Zustimmung der Mutter und des Onkels holen wollte.

Das Zimmer, in dem die drei Leute saßen, war nur von einigen Gästen besetzt, die in kleinen Gruppen an einzelnen Tischen saßen; draußen im Wirthszimmer und im Saal saß dichtgedrängt die fröhliche Menge. Hermann Waibel trat mit fröhlichem Gruß ein. Er legte seinen Gewinn, in dem das Schlagwerk leise klingelte, vorsichtig auf das Klavier, hing seine Schützenbrezel an einen Haken neben seinem Hut und trat ohne seine sonstige Schüchternheit an den Tisch zu Josefa. Es lag schon eine ungewohnte Feierlichkeit darin, daß man sich die Hände gab. Johann Kurrus schaute den jungen Mann genau an und sagte: „Sie haben gut geschossen, Herr Waibel, es freut mich, daß ich Sie beglückwünschen kann zu Ihrem Preis. Eine schöne Uhr! Immer wenn sie schlägt, werden Sie sich an diesen Tag erinnern!“

„Danke, Herr Kurrus, danke. Sie wissen wohl, wie es einem zumut ist, wenn man Schützenglück gehabt hat!“ Er deutete auf das Bild, das an der Wand hing, das Bild aus Wien, auf dem man Johann Kurrus in der Hofkutschsche neben dem Kaiser von Oesterreich sah.

Der Amerikaner nickte, lächelte und versank auf einige Augenblicke in Erinnerungen. Dann schaute er die beiden jungen Leute fest an und sagte bedeutungsvoll: „Nun, mein lieber Herr Waibel, ich kann mir denken, daß Sie nicht weniger glücklich sind als ich damals an des Kaisers Seite. Muß es ein Kaiser Franz Josef sein und eine Hofkutschsche? Ich meine, Josefa und Sie, das gibt auch kein übles Bild!“

Das war deutlich gesprochen. Die beiden Liebesleute errötheten tief vor Überraschung. Woher hatte der Onkel erfahren, wie es

mit ihnen stand? Dieser Mann war doch ein ganz großer Menschenkenner. Hermann Waibel schaute mutig auf Josefes Mutter, die sich bemühte, ein strenges Gesicht zu machen. Sie erwartete, daß hier nichts beschloffen und abgemacht werde ohne ihre Zustimmung. Der Onkel war ihr in diesen Dingen doch etwas zu amerikanisch. In Munterswyhl machte man es den jungen Leuten doch nicht so leicht? Hermann Waibel ahnte ihre Gedanken, und darum sprach er respektvoll zu der Mutter seiner Erwählten: „Was für ein Bild das gibt, wenn wir hier beisammen sitzen, Josefa und ich, weiß ich nicht recht. Hoffentlich kein schlechtes. Aber wenn Sie, liebe Frau Kurrus, uns freundlich ansehen, dann wird es recht werden mit uns. Dann will ich ein weiteres Wort wagen und wir werden Ihnen das Glück verdanken. Hier im Wirtshaus kann man nicht darüber sprechen. Darf ich morgen auf den Abend einmal zu Ihnen kommen? Nicht mit der Posttasche, sondern in Zivil?“

Da schaute die Mutter lächelnd den Onkel an, der dem mutigen und feinsinnigen Werber anerkennend zunickte; dann wandte sie sich mit dem gleichen Lächeln zu Hermann Waibel und sagte fast würdevoll: „Ja, Herr Waibel, kommen Sie morgen abend! Dann können wir die Sache, die euch beiden so wichtig ist, besprechen.“

„Bravo!“ rief der Onkel und füllte die Weingläser des Paares. „Ich werde auch dabei sein, und ich glaube, daß ich dann gleich gratulieren kann!“ Alle ergriffen die Gläser und stießen an. Das Gespräch kam in Gang und wurde ganz familiär und so fröhlich, wie es sich für den Abend des Schützenfestes geziemte. Drüben im Saal spielte die Munterswyhler Stadtmusik einen frischen Marsch. Josefa lehnte sich glücklich an ihren Erwählten.

„Hermann“, sagte sie leise zu ihm, „wenn die Rosen blühen, wird es so weit sein, daß wir Hochzeit feiern können.“ Er schaute sie glückstrahlend an und drückte ihr heimlich die Hand. —

Als es draußen schon dunkel geworden war, gingen Josefa und Hermann nochmals über den Festplatz. Johann Kurrus und Josefes Mutter besprachen drinnen in der Wirtsstube die Zukunft des jungen Paares.

„Die Briefftasche wird er an den Nagel hängen!“ sagte Johann Kurrus mit väterlicher Bestimmtheit. „Ich habe einen Plan, und ich glaube, der Herr Schwiegersohn ist der Mann, der ihn ausführen kann. Ich kenne meine Leute.“

Mehr sagte er an diesem Abend nicht, aber das war genug.

Draußen auf dem Festplatz drehte sich das Karussell mit vielen Lichtern. Das Orgelwerk schmetterte fröhlich. In einer prächtigen Gondel unter einem märchenhaften Baldachin saßen Hermann und Josefa. Sie schauten in schweigendem Glück hinaus auf die Menge, die den Platz füllte.

Der Schriftführer der Schützengesellschaft und der Schneiderkarli standen beim Karussell und bemerkten das Paar.

„Glück muß der Mensch haben!“ sagte der Schriftführer.

Der Schneiderkarli, der den ganzen Nachmittag die Scheibe bedient und die Ringe angezeigt hatte, verriet nun noch ein Geheimnis: „Der Waibel Hermann hat mehr als nur Glück. Er ist ein Hauptkerl und ein sehr guter Schütz dazu. Er ist nicht durch unseren Schwindel zu seinem Preis gekommen. Wieviel glaubt ihr, daß er geschossen hat?“

Der Gefragte blickte den Schneiderkarli verwundert an und zuckte die Achseln.

Der Schneiderkarli fuhr fort: „Neunundsechzig! Neunundsechzig hat er wirklich geschossen! Nur einen Ring weniger als angezeigt! Es ist kein Unrecht, daß er den ersten Preis bekommen hat!“

---

**W**irf den Helden in deiner Brust nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!

Nietsche.



Es war ausgemacht: Der Jochen Drews war der dümmste Knecht im ganzen Dorf. Er ließ sich von seinem Dienstherrn, dem Bauern Claassen, ausnutzen wie sonst keiner. Wenn die andern längst Feierabend gemacht hatten, grub und hackte er noch im Garten oder werkte im Haus und in den Ställen herum. In das Wirtshaus kam er fast nie, und als man ihn einmal mit großer Mühe auf den Tanzboden gelockt hatte, sah der hagere braune Kerl so unglücklich aus und benahm sich so linksch, daß er zum allgemeinen Gespött wurde. Zum zweitenmal ließ er sich dort nicht bliden.

Eines Tages zählte der Jochen sein Gespartes durch, nahm die Hälfte davon, ging zum Bauern Pees und wurde mit ihm handelseinig über den dürftigen und verwahrlosten Acker hinter den letzten Häusern am Rand der Heide. Gab das ein Gelächter im Dorf! „Jochen Drews hat den Goldacker gekauft! Der will die zwölf Tonnen Gold finden, die darin vergraben sein sollen.“ In der Tat erzählte eine alte Sage von solchem Schatz, doch schien sie jeder Grundlage zu entbehren. Seit Menschengedenken ging der Acker von Hand zu Hand. Jeder neue Besitzer grub wohl heimlich nach den Schätzen; denn allenthalben sah man dort tiefe Löcher. Keiner hatte sich die Mühe gemacht, sie wieder zuzuschütten, hatte jedoch nach der Enttäuschung bald die Freude an

dem abgelegenen Stück Land verloren und es dann eiligst wieder abgestoßen.

Diesen Acker hatte Jochen also billig bekommen. Vom dritten Viertel seines Ersparten kaufte er Saatkartoffeln. Das vierte Viertel knüpfte er wieder in sein Sacktuch ein. Wozu sonst hätte der Mensch ein solches! Seinen Dienst beim Bauer hatte er aufgegeben, sprang aber gelegentlich gegen Essen und Trinken ein, wenn auf Claassens oder eines anderen Hof die Arbeit drängte. Im Herbst erntete Jochen die größten Kartoffeln im ganzen Kreise. Wie hätte es anders sein können, war er doch nach vieler Leute Meinung der dümmste Bauer weitem. Die Erdäpfel wurde er bald los an die Stadtleute, die zum Einkauf des Wintervorrats in das Dorf kamen. Für den Erlös erstand er ein neues Stückchen Heidefeld und eine Ziege. Mit dieser hauste er in einem Hüttchen, das er während des Sommers aus Brettern, Steinen, Lehm und Moos errichtet hatte. Nun nahm das Gehänsel der Vorübergehenden kein Ende über den Palast, den Jochen für seine Goldschätze gebaut habe. Allein Bauer Claassen und Schäfer Michel sagten nichts.

Daher hat er wohl auch diese beiden zu Zeugen gebeten, als er sich im folgenden Frühjahr nach einem Sonntagsgottesdienst mit Hanne Schmidt, der ärmsten Magd im Dorf, vom Pfarrer zusammengeben ließ. Die Hanne war gerade so mager und ab-

gearbeitet wie Jochen, nur hatte sie einen dicken Blondzopf um den Kopf gewunden, und wenn sie am Feierabend mit ihrem Mann am Feldrain saß, hätte man meinen können, die Lerche sei noch einmal aufgewacht: so hell tönte ihr Abendlied.

In den folgenden fünfzehn Jahren wuchs Jochens Häuschen, doch die Heide verlor ein Stück nach dem andern; denn um den Hof entstanden ein Garten, ein paar neue Felder und Weideland. In ein paar Ställe zogen mehrere Ziegen, eine kleine Schafherde, ein paar Kühe, Ochsen und Schweine ein. Auf dem Hof gaderten Hühner und schnatterten Gänse. Und alles gedieh. „Natürlich“, sagten die törichten Leute, „da der Jochen ja so dumm ist, muß er Glück haben.“ Das Sonderbarste aber war, daß es zwischen all den wohl-

geordneten Dingen oft geheimnisvoll aufblühte: Sechs Jungen und sechs Mädchen rührten flinke Hände und Füße. Sie hatten alle die gleiche Haarfarbe, die war weder braun noch gelb.

Vor dem Hause stand jetzt eine große Bank für die Feierabendrast der Familie. Als nun einmal Schäfer Michel, seine Herde heimtreibend, vorüberkam, sah er Jochen und Hanne dort sitzen, dicht umdrängt von den Kindern, die frohe Lieder sangen. Die untergehende Sonne schien auf die Köpfe der Mädel und Buben, daß es um das Elternpaar glänzte und leuchtete. Da hielt Michel ein paar Herzschläge lang im Schreiten inne und sprach, mit seinem Stab auf die junge Schar weisend: „Ja, ja, zwölf Tonnen Gold!“



## Der Venturi Hasenkopf

Ein Wildschützenleben / Von Hans Waskli

**D**er Wildschütz Venturi Hasenkopf war ein hochaufgeschossener Kerl, dürr wie ein Wallfahrtersteden, das Gesicht voller Bart, den Schopf versträubt, die Brust rauh wie eine Wildsau und gamsbartene Federn im Hut. Die schwarzen Augen funkelten ihm wie einem Raubtier bei Nacht. Das linke Knie hatte er mit Schrotkörnern gespickt. Darum hinkte er. Aber die Jäger holten ihn doch nicht ein, wenn sie durch Stauden und Wald hinter ihm her waren.

Das Schießen, das war dem Venturi seine höchste Lust. Er hätte nicht dürfen seinem Vater sein Bub sein. Sein Vater war der alte Raitan gewesen, eine ganz kalte, verwogene Haut; Gott habe ihn selig, wenn ihm zu helfen ist! Der Raitan hätte auf Sonne und Mond schießen können, bis die Blutstropfen daraus gespritzt wären. Im Herbst, wenn die Hirsche brunsteten, ist er vom Böhmerwald bis in die Steiermark hinunter in

die Hirschwälder wildern gegangen. Ein prachtvoll sicheres Auge hat er gehabt und ein gespenstisch unfehlbares Gewehr. Ein Schütz ist er gewesen aus altem Schrot und Holz, der den Leuten auf hundert Schritt weit eine Haselnuß aus den Zähnen hat schießen können. Der Förster Moosholzer hat seinerzeit mit ihm zu schaffen gehabt, zwanzig Jahre war er hinter ihm her wie der Hund hinter dem Wild und hat die Fährte des schleichenden Mannes herausgekannt aus allen Spuren der Wildnis. Und einmal sind die zwei auseinandergestoßen. In den Seehängen ist es gewesen. Der Förster hat ihn hernach in der wilden Einsamkeit eingescharrt, daß er keine Scherereien bei Gericht habe. Niemand hat gewußt, wohin der Raitan verschollen ist. Aber der Venturi, sein Bub, hat mit seiner Fuchsnase das Grab aufgespürt, hat es aufgemacht, dem Toten die hirschlebernen Hosen ausgezogen und das Zaubergewehr zu sich genommen und schließlich den Alten wieder vergraben. Der Raitan soll

hernach noch manches Jahr dort gegeistert haben, bis ihn der Schinder in einen Sad beschwor und in das entlegene Klammerloch warf.

Das Blut des Vaters wilderte in dem Sohn weiter. Ums Geld ging der Venturi nicht aus. Das Wildbret schlug er um einen Spott los, er hätte es auch hergeschenkt, wenn ihn einer darum angegangen wäre.

Den Forstleuten wich er sonst nicht aus. Zu Neujahr stellte er sich sogar in der Jägerrei ein und sagte treuherzig sein Sprüchlein her:

„Ich wünsch dem Herrn Förster einen goldenen Rock,  
der ihm steht als wie ein Nagerlstock.  
Ich wünsch der Frau Försterin eine goldene Hauben,  
die ihr steht wie einer Turteltauben.“

Dem Förster, es war ein anderer in die Seewälder her versetzt worden, Hirschroth hieß er sich; dem Förster Hirschroth jagte es die Galle in den Magen, daß sich der Wildbretschütz so dreist in sein Haus traute, und er rumpelte den Venturi an: „Wart nur, dir leucht ich bald einmal unter die Nase!“

Dem Venturi machte die Drohung nicht heiß, und ein Gewissen hatte er wie ein Franziskanerärmel weit. Nur zu Ostern, wenn er im Beichtstuhl das Gewöll seiner Sünden von sich gab, da rumorte es in seiner Seele, und er schwur sich feierlich, das Wildschützenleben an den Nagel zu hängen. Und wirklich tat er eine Weile gut. Auf einmal aber stand er wieder nachts mitten drin im finstern Wald, mit wildem Atem, das Gewehr angeschlagen, lauernd, — und wußte nicht, wie er hergekommen war. Es läßt sich halt niemand aus seiner Grundfeste heben.

Tagsüber schnitt der Venturi Schindeln oder schnitzte Holzschuhe, nachts war er auf dem Anstand. Wann er eigentlich schlief, das war unbekannt. Fragte man ihn darnach, so sagte er: „Ich schlaf beim Behen.“ Und am Sonntag während der

Predigt schlafe er sich einen Vorrat für die ganze Woche.

Er hatte eine starke Natur, die war nicht umzubringen. In dem Jahr, wo der große Windbruch war, schlug ihm bei der Kirchweih ein Glasmacher das Krügel derart hart auf den Schädel, daß die Scherben davonklirrten. Den Venturi focht das weiter nicht an. Erst nach ein paar Wochen suchte er den Bader auf, das Hirn summse ihm alleweil so wunderbar. Der Bader besah den Schaden und zog ihm hernach ein Trumm Hutfrempe aus der Kopfhaut heraus. Sie war schier eingewachsen gewesen.

Als das Loch für die Eisenbahn durchs Gebirg gebohrt wurde, raufte der Venturi mit einem Italiener, und der Italiener stieß ihm schließlich das Messer hinten in den Schädel hinein, daß es brach und die Spitze drin stecken blieb. Der Doktor brachte sie mit aller seiner Kunst nicht heraus. Da ging Venturi zum Schmied nach Lohberg, der zwängte ihm den Kopf zwischen die Knie, arbeitete einen halben Tag daran herum und setzte zuletzt das Eisen mit der Beißzange heraus. Fitz, da pfiff der Venturi. Aber sonst war er gesund.

Der Förster Hirschroth fengte ihn einmal mit einem Schuß den Bart. Oft streiften ihn die Kugeln der Jäger. Der Venturi legte auf die Wunden frische Ruhfladen, die zogen alles wieder aus. Nur die Halschlüsse heilten langsam und taten höllisch weh.

Aber ihn schreckte nichts. Auch das Geistliche nicht, das alleweil zur Nacht in der Wildnis spinn. Vor der wilden Jagd mußte er sich einmal aufs Gesicht werfen. Der Teufel selber pirschte vorbei und klopfte ihm auf das Gesicht. „Hoho!“ murmelte der Teufel. „Da hat ein Maulwurf aufgeworfen!“ Und er ging fürbaß. Dieses unslätige Erlebnis gab der Venturi gern zum besten.

Und so trieb er es und so lebte er dahin, bis er alt und grau wurde.

Einmal wurde er aber doch aus seiner Verstocktheit aufgestört. In einer Sommernacht schoß er auf die Jäger, und die blieben ihm nichts schuldig und pfefferten

zurück. Einer traf ihn. Der Wildschütz schleppte sich bis zum Herrgottsriegel. Dort stopfte er Moos in die Wunde, das Blut zu stillen. „Heuer brauch ich keinen Vader, der mir die Uder schlägt“, spottete er sich selber.

Der Venturi war ein herzhafter Mann, und wenn man ihm das Bett zur Mitternacht auf den Friedhof gestellt hätte, er hätte seelenruhig geschlafen. Aber diesmal zog es ihm die Haare zu Berg, und ihm war, als grins der Fels, als lache ein Baum auf. Und er lehnte an dem Riegel, Räder tanzten ihm vor den Augen, und ein Gespenst gaukelte daher, wie eine fliegende Spinnweben kam es näher und näher. „Tot oder lebendig, wer bist du?“ ächzte der Venturi. „Red! Oder ich schieß!“

Es war der Geist des alten Kaitan, dessen Fleisch erschossen und verwest im Gehäng der Teufelsseewand lag.

Dem Venturi kam die Scheu alleweil ärger. Er fragte halblaut: „Vater, wie geht es zu — drüben?“ Aus dem Maul des Gespenstes wehte ein blaues Licht, und es redete langsam und traurig: „Abrechnen tun sie genau. Sie schenken einem nichts!“

Heimgekommen ist damals der Venturi wie vom Satan geheht. Eine Woche lang fieberte und seufzte er: „Lebendig brenn ich in der Höll!“ Und die Schrottkörner unter seiner Haut meldeten sich und bissen wie die Gewissenswürmer. Wie der heilige Marterer litt er, dem der scharfe Pfeil im Knie steckt.

Als ihn das Fieber wieder ausgelassen hatte, führte ihn sein erster Weg in die Jägerei. „Förster, ich will mich verändern“, sagte er und schaute gar sündlich darein. „Nach Mariazell will ich wallfahrten und büßen!“

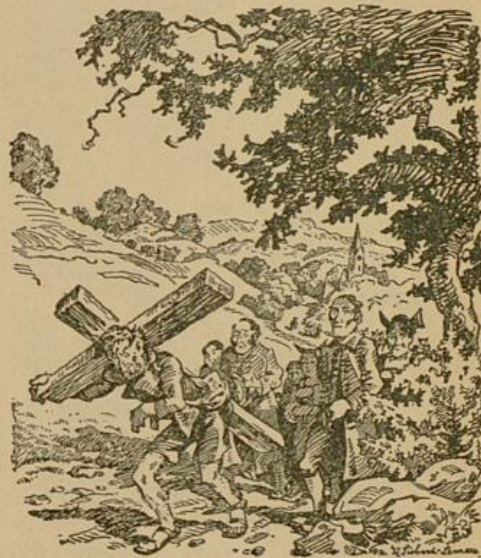
Der alte Hirnschroth fauste ihn an: „He, ist dir der Hubertushirsch begegnet, du Habergeiß?“

„Förster, um zwei Schwartenbretter bitt ich euch. Ich will mir ein Kreuz daraus zimmern und es tragen auf meiner Bußfahrt.“

Lange und verdächtig schaute der För-

ster ihm ins Gesicht. Aber der Venturi hielt den Blick in aller Demut aus. Da schenkte ihm der Hirnschroth die zwei Schwartlinge.

Am Tag Maria-Schnee machte sich der Büßer Venturi auf, das lange Holzkreuz geschultert und von den Dorfleuten reichlich bedacht mit allerlei Wegzeherung und silbernen Zwanzigern, daß er ihrer ge-



Auf der alten Poststraße geleiteten sie ihn weit in den Wald hinein.

denke, wenn er vor der hohen Mariazeller Frau knie. Ratlos stand er da wie der Teufel, der sich in den Himmel verirrt hat.

Auf der alten Poststraße geleiteten sie ihn weit in den Wald hinein. Und dort verabschiedete er sich mit einem Gesicht, das aller schönsten Pracht der Welt absagte, und alle weinten über soviel Reue und soviel Buße, die da den harten Weg dahin hinfte. „Meine Stunde ist da!“ Das war sein letztes Wort gewesen.

Die ganze Woche redete man im Dorf von nichts anderem als vom Venturi. Sie sahen ihn auf der heißen, staubigen Straße das Kreuz schleppen, die Achseln wund gerieben und das Blut tröpfeln von den Fersen. Wenn der Nebel feucht und qualmig durchs Tal rann, schauten sie

den Büsser verirrt in der wilden Fremde, müd und zerschlagen auf einer Felsenacke droben sitzen, davon er nimmer herunter konnte. Und über die Donau mußte er ja auch, und die war abscheulich tief, und wer weiß, ob die Brücke gut in stand ist, darüber er wallfahrtet, und ob nicht gerade ein morsches Brett unter ihm bricht und er gottsklänglich ertrinken muß im



Der Venturi rochte sich jäh auf, die Augen gleißten ihm.

Wasser? Und am Samstag ging ein schweres Gewitter nieder, die Blicke flogen im Sicksack, der Teufel schoß Purzelbäume im Gewölk, da schlugen sie im Dorf die Wetterbüchlein auf, drin die Bitten gegen Donnerstrahl und Schauer gedruckt standen, und beteten inbrünstig, daß den bußfertigen Venturi nicht der Donner treffe.

Weiß der Fuchs, auch dem Förster Hirnschroth war in diesen Tagen ganz zweierlei ums Herz. Verdrossen schlich er umher, ihn freute nicht Pfeife noch Hund noch Weib. Der Wald schien ihm leer und ausgestorben. Wie eine Woche um war, hielt er es bei sich selber nimmer aus. Er spannte das Roß ein, setzte den grünen Hut auf und fuhr, von einem unheimlichen Zwang getrieben, kerzengerade in die Welt hinein.

Nach einer guten Stunde kam er in das Dorf Holzschlag. Und wie er so arglos dahinfuhr, hörte er es vom Wirtshaus her lustig singen und schreien, und die Regel flogen auf einer Scheibstatt. Auf einmal horchte er mit den Stockzähnen, und wie er den Wagen vor der Regelbahn hielt, sah er dort den Venturi hemdärmelig und mit einem Juchschrei die Kugel schleudern. Das Schwartlingkreuz aber lehnte gottverlassen an der Regelbahn.

Der Förster sprang vom Wagen, den Venturi schnob er an: „O du elender Dudenmauser! Das also ist deine Bußfahrt gewesen?“ Der Venturi schaute darein wie ein eingekreister Hirsch. „Ich bin noch nicht weit kommen“, stammelte er. Er hatte sich übermäßig mit Bier beladen.

„Du hast übel bestanden!“ schrie der Hirnschroth. Hernach lud er ihn samt dem Schwartlingkreuz hinter sich auf den Wagen und fuhrwerkte ihn heim. Bei jeder Marterfäule, bei jeder Kapelle aber hielt er das Roß an und ließ den Venturi aussteigen, niederknien und abbitten. Und zuweilen gewann wieder der Rausch die Oberhand, und der alte Wildbretschlitß gröhlte:

„Am jüngsten Tag, da puzt ein jeder wohl sein Gewissen, sein Gewehr, hernach marschieren alle Jäger aufs Gamsgebirg zum Luzifer.“

Daheim rissen sie die Augen auf, wie die zwei miteinander daherkutschiert kamen, und der Venturi hatte im Dorf wenig gute Stunden mehr, als es ruchbar geworden war, wie weit seine Bußfahrt gegangen. Und im ganzen Wald erzählten sich die Leute die seltsame Geschichte von dem Förster, der Heimweh nach seinem Wilddieb gehabt hatte.

Der Venturi aber bekam es mit seinem Gemüt zu tun, er schlich ganz absinnig herum, sperrte eines Tages seine Hütte zu, tat einen Schuß ins Himmelblau und reiste mit der Eisenbahn nach Wien. Er mußte in eine Gegend, wo kein Wald



war; das spürte er. Und weil sein unruhiges Blut ihn in der Nacht nimmer schlafen ließ, so besorgte er sich einen Nachtwächterposten. Soweit war er jetzt zufrieden. Nur kein Gewehr durfte er sehen. Denn da wurde er hochrot und fieberig, und die Behen fingen ihm im Schub zu gehen an.

Nach Jahr und Tag kam er wieder ins Dorf zurück, suchte seine verlassene Hütte auf und legte sich hin, um zu sterben.

Es war ein linder Abend. Das Ver-sehglöckel läutete fern wie die Schelle einer waldvergeffenen Geiß, und der Herr Pfarrer suchte Venturi heim und setzte sich zu dem Kranken ans Bett. Zunächst striegelte er ihm gebühlich das Gewissen, und hernach redete er ihm freundlich zu: „Heraus jetzt mit deiner Litanei! Sonst kommt der Teufel mit der Spindnadel!“

Der Venturi sah darein wie der schmerzhafteste Freitag, klopfte an die Brust und beichtete. Das Fenster war offen, der nahe Wald sauste, im Mondschein davor lag die Wiese, und der Jägerstern stieg.

Mitten in seiner gottergebenen Beichte aber stockte der Venturi, er reckte sich jäh auf, die Augen gleißten ihm: draußen auf dem grünen Rasen graste ein zierliches Wildbretlein. Und der Venturi tappte blitzschnell unters Bett, riß einen Stutzen hervor, stützte hastig den Lauf auf die Schulter des Pfarrers, zielte kurz und krachte los. Der Bod tat einen steilen Sprung und brach zusammen. Zeternd fuhr der Pfarrer auf.

„Ins Blatt getroffen!“ lachte der Venturi. Hernach legte er sich aufs Bett zurück, streckte sich — und war hin.



## Eine verzwickte Geschichte von Jutta Wilfing

### Enzian und Almrausch

Um die Zeit, wo die Emerenzia noch Kaserin war auf der Alm vom Seebachbauern, hat ihr der Wasfl, der damals noch Holzknecht war, immer so schöne Buschen gebrocht und mitgebracht, wenn er sie heimgesucht hat droben in ihrer Einsicht. Die Buschen waren blau und rot, blau wie die Augen von der Emerenzia und rot wie die leibhaftige Lieb vom Wasfl; denn das, was der Wasfl der Emerenzia gebrocht hat, war vornehmlich Enzian und Almrausch. Gar so gern hat sie die „Bleamln“ gehabt, die Emerenzia, fast so gern wie den Wasfl selber.

Aber die zwei waren arm und die Liebenschaft hat sich ein bißl lang hingezogen, solange, bis das vergoldete Ringel, das er ihr quasi als Sinnbild seiner dauerhaften Treue verehrt hat, mit der Zeit vom vielen Melken, Milchkübelwaschen und überhaupt von der Stall-

arbeit ganz silbrig geworden ist; aber auslassen hat die Emerenzia doch nicht, und dem Wasfl war's auch gar nicht ums Loskommen; denn er war ein rechtschaffener Mensch und obendrein ein bißl langsam im Kopf, und so hätt' er sich gar nicht denken können, daß die einmal beschlossene Sach' hätt' aufhören sollen, beschlossene Sach' zu bleiben. Beschlossene Sach' war's nämlich, daß der Wasfl und die Emerenzia sich doch noch einmal würden kopulieren lassen.

Aber zuerst mußte ein altes Basl von seiner Mutter selig in Tirol drin das Zeitliche gesegnet haben. Denn weil er der einzige Verwandte war, so war ihm die Erbschaft gewiß, und die Basl hatte ein paar nette Gulden im Wollstrumpf oder gar auf der Sparkass' in Innsbruck, und mit diesen wollte er sich einmal ein Bazenhäufel und eine Kuh und ein paar Schubbreit Acker kaufen, und dann konnten er und die Emerenzia Hochzeit machen.

Nicht daß die zwei der Basl den Tod

„vergunt“ hätten — o nein, dazu waren sie viel zu christlich und auch sonst menschenfreundlich gesinnt, aber — na ja, sterben muß ja einmal ein jedes und so war's gewiß, daß auch die Bas' im Tirolischen nicht ewig leben konnte.

Der Wasfl besuchte sie auch einmal und traf sie noch sehr rüstig und bei gutem „Gfand“ an, und die ehrliche Haut hat auch eine rechte Freud' gezeigt über den Besuch von ihrem einzigen Verwandten, und sie hat ihm gesagt, daß sie ihm, wenn's soweit wär', das Ihrige überlassen wollt', denn er wär ein ordentlicher Bursch und würde ihr sicher ein gutes Andenken bewahren übers Grab hinaus und aus Dank für die Verlässenschaft jedesmal an ihrem Sterbtag eine heilige Mess' stiften, auf daß ihr die Erd' leicht werden könnt', und der Wasfl hat ihr das auch mit gutem Gewissen versprechen können und hat sich schließlich beruhigt auf den Heimweg gemacht, um in Ergebenheit und Geduld weiter zu warten.

So sind ganze vierzehn Jahrln vergangen, bevor die Bas' wirklich ernst gemacht hat mit dem Sterben, aber dann ist alles programmäßig verlaufen, die Erbschaft und der Ankauf vom Bazenhäusl und eben alles andre. Eine schöne Milchkuh hat er erhandelt und ein paar Schuh Uckerland dazu, und ganz zum Schluß haben sie sich richtig kopulieren lassen, der Wasfl und die Emerenzia und haben recht gut gehaust mitsamm'.

Wie das mit der Hochzeit war, hat der Wasfl seiner Emerenzia eine besondere Freud' zgedacht und ist am Tag zuvor auf die Seebachalm hinauf, und von da auf den Breitenkopf, wo's um die Zeit den schönsten Almrausch und den meisten Enzian gegeben hat und hat eine ganze Kirm voll heimgebracht und die Haustür vom Häusl zum Einzug der Emerenzia damit bekränzt. — Das war, wie gesagt, damals an ihrem Ehrentag. Und dann ist die Zeit hingegangen und auf einmal, kaum drehst die Hand um, waren's zehn Jahr', daß der Wasfl und die Emerenzia sich haben kopulieren lassen.

Da hat die Emerenzia, bei der schon

langsam der weizenblonde Scheitel angefangen hat, silberne Fäden zu kriegen, denn die Jüngste war sie ja schon vor zehn Jahren nimmer gewesen, eines Morgens bei der Milchsupp'n zum Wasfl gesagt: „Du, Wasfl“, hat sie gesagt, „tuast eppa nôt wißn, was heunt in oaner Woch für a Tag is?“

„Heunt in oaner Woch' is Deanstag“, hat er gesagt. Da hat die Emerenzia ein bißl beleidigt getan und ein bißl verschämt und hat gemeint: „Ah, geh du! Werst's do' no wiß'n, heunt in oaner Woch vor zehn Jahrln sein mir kopuliert worden.“ „So?“ hat er gemacht, und hat wieder seine Milchsuppen gelöffelt, denn er war keiner vom vielen Reden. Da steht die Emerenzia auf und stoßt ihn ein bißl in die Seite: „Ham ma denn nit guat g'haust mitanand, in die zehn Jahrln, mir zwoa?“

„Sell woll“, sagt er.

„Woast, was i möcht?“ sagt sie.

„Na“, memmelt der Wasfl, denn er hat ein Trumm Brot in die Milchsuppen gebrocht.

„Die Schlafkammer möcht' i auf d' Woch' mit meine Bleamln, die wo i so gern hab'n tua, dekorier'n, daß ma do innawerd, was Deanstag für a Tag is. Sell, du bringst ma dennerscht a Kirm voll hoam?“

Da hat der Wasfl geschaut, wie die Bleß im Stall, wenn sie ein neues Tor sieht. Dann ist er aufgestanden und hat sich das Maul gewischt mit dem Hemdärmel. „Bist narrisch wor'n, Alte, sowas is a Gspül für junge Leut, net für zwoa so altbachene Dall'n, wia mir sein.“

Damit ist er an seine Arbeit.

Aber die Emerenzia hat andere Saiten aufgezoogen. Schiech ist sie gewesen den ganzen Tag und hat mit den Pfannen umgehaut und mit den Schüsseln geschuppert, und den Schmarrn zu Mittag hat sie anbrennen lassen und am Abend den Kaffee überlaufen. Und geredet hat sie nur das Notwendigste, daß es sogar dem Wasfl zu wenig war, und das ist ihm zuviel geworden. Auf dem Tisch hat er gehaut mit der Faust und wild getan

und ihr den Herrn gezeigt. Da hat die Emerenzia ins Flennen angefangen, daß sie schier der Bock gestoßen hat; die Arm' hat sie auf den Tisch getan und den Kopf daraufgelegt und halt gejammert, daß sie der Wasfl nimmer mag und daß sie lieber gleich sterben tät'. Da hat ihr der Wasfl gesagt, sie sollt' in Gottesnamen still sein, und er tät' ihr ja so den Gefallen und steigt am Montag auf den Breitenkopf und holt ihr die „Bleamln“, wenn ihr schon so das Herz dranhängt. Aber sie sollt' dann auch was „Extrig's“ machen auf die Bock', nämlich Schmalznudeln, daß er auch innerwerden könnt', was für ein Tag wär'.

Wie dann der Montag gekommen ist, hat der Wasfl die Graskirm umgehängt, seine Genagelten und seinen Steden genommen, hat ein Trumm Speck eingesteckt und seinen Schmalzler daneben, und hat sich aufgemacht nach dem Breitenkopf. Wie's gegen Mittag war, ist er an die Seebachalm gekommen, auf der hat jetzt sein alter Spezi, mit dem er die Eselsbank gedrückt hat, der „kropfert Blasi“, gehaust als Senner. Da hat der Wasfl Rast gemacht und seinen Speck hervorgezogen und erzählt, woaus er will und was die Seinige sich für „narrete Muck'n“ in den Kopf geseht hätt', und dann haben sie ein bißl losgezogen über die Weibsleut im allgemeinen und der Wasfl über die seine im Besonderen, und dann hat ihm der „kropfert' Blasi“ von seinem Enzian zu verkosten gegeben, der ihm das Jahr besonders gut geraten war, und wie dann der Wasfl sich aufgemacht hat zum Aufstieg auf den Breitenkopf, hat er ihm noch nachgerufen, er sollt' herunterwärts, wenn er seine Kirm voll hätt', nochmal zukehren, und dann wollten sie nochmals vom Enzian kosten, aber mehr! Der Wasfl hat sich rechtchafften schinden müssen, bis er seine Kirm voll gehabt hat mit Enzian und Almrausch, heiß war's zum Verschmachten und drum hat er auch einen großmächtigen Durst mitgebracht. Der Blasi hat sich auch nicht lumpen lassen, denn er war stolz, daß sein alter Spezi seinem Enzian soviel Ehr' antut, und so

sind aus einem Flaschel zwei geworden, und erst wie sie angefangen haben, alles doppelt zu sehen, ist der Wasfl heimzu. Es ist aber trotzdem schneller gegangen, als man hätt' meinen sollen, und das ist daher gekommen, daß er mehr gekugelt ist, als aufrecht gegangen, und die Kirm ist



Es ist aber trotzdem schneller gegangen, als man hätt' meinen sollen...

ein paarmal kopfüber vorausgerollt, aber er hat sie immer wieder aufgeklaut und auf den Buckel gehängt.

Wie er dann zur Tür hereingetorkelt ist, war die Emerenzia grad über dem Baden von den Schmalznudeln; aber kaum, daß sie den Wasfl gesehen hat, ist ihr der Löffel voll Teig pfeilgrad aus der Hand auf den Boden gefallen. Zwischen dem Korbgeflecht hat hie und da was gesteckt, das hat ausgehaut, als wär' es einmal Enzian und Almrausch gewesen, sonst freilich war die Kirm leer. Der Wasfl aber war voll, und die Emerenzia hat keine Schlafkammer dekorieren können mit dem „Almrausch“, den er ihr heimgebracht hat.

# Warum hinkt der Bote?

Die Geheimnisse des Titelbildes unseres Kalenders

Von Franz Hirtler

Gar mancher Leser unseres Kalenders hat, nachdem er eine der schönen Geschichten oder eine erbauliche Betrachtung darin gelesen hatte, sinnend das Titelbild angeschaut, das den Hinkenden Boten außen (und im Großen Volkskalender das erste Blatt des Buches) schmückt, und hat sich dann seine Gedanken darüber gemacht. Sicherlich bietet dieses Titelbild vielen Lesern einen lieben und vertrauten Anblick, der sie vielleicht an ferne Kindheitstage erinnern mag, da sie den Kalender auf dem väterlichen Schreibtisch liegen oder an einem Schnürlein an der Wand (neben des Vaters Pfeife) hängen sahen. Aber auch wem solche schöne Erinnerungen nicht beschieden sind, der wird seine Freude haben an dem ungewöhnlich eindrucksvollen Bild und wird finden, daß der Kalender dadurch etwas von dem edlen Reiz eines hübschen Gegenstandes aus der Urgroßväterzeit bewahrt hat, eines guten alten Kupferstiches etwa, oder einer feinen Porzellanmalerei auf einer zierlichen Dose, einer Kaffeetasse oder auf einem Pfeifenkopf. Derartige Sachen haben heute noch ihren besonderen Wert und sind immer noch schön, wenn sie auch altmodisch erscheinen mögen. Der Hinkende und auch der große Volkskalender werfen das gute und schöne Alte nicht fort, wenn sie auch sonst ganz mit der Gegenwart gehen. Das Titelbild hat ja auch dem heutigen Leser mancherlei zu sagen; es gibt sogar vieles daran zu raten und zu deuten, und der Zeichner des Bildes — Kaufmann ist sein Name — hat einiges hineingeheimnist, was man jetzt nicht mehr auf den ersten Blick herausbringt.

Da ist zunächst die Gestalt des Hinkenden Boten, die dem Leser Stoff zum Nachdenken geben kann. Heute gibt es derartige Boten nirgends mehr. Der Gedanke, daß der Mann mit dem federgeschmückten Schiffhut, dem uniformartigen Rock, den

Tornister und dem Spieß ein Postbote der guten alten Zeit sein müsse, liegt sehr nahe. Es gibt Bilder aus der Zeit vor über 100 Jahren, darauf sieht man derartige Postuniformen. Es könnte also wohl der Fall sein, daß der Hinkende einen Beamten der alten Turn- und Tagischen Post darstelle; aber wäre es dann nicht seltsam, ja unwahrscheinlich, daß die Post einen Boten mit einem Stelzbein in ihren Dienst stellte? — Warum hinkt der Bote? Das ist die Frage, an der sich schon viele Leser den Kopf zerbrochen haben. Steckt irgendeine bestimmte Persönlichkeit von Anno 1800, ein volkstümliches Original aus der Stadt Lahr etwa, dahinter? Das ist keineswegs der Fall. Es haben Gelehrte über unsere Volkskalender genaue Forschungen angestellt und herausgebracht, daß schon 1676 ein Kalender dieses Namens gedruckt worden ist. Und der Hinkende aus Lahr ist nicht der einzige dieser Art. Er hatte schon früher manche Kollegen, die gleich ihm sich ein Stelzbein angeschnallt hatten. Es ist demnach gar kein Anhaltspunkt vorhanden, daß es sich beim Hinkenden um eine volkstümliche Gestalt handelt, die einst wirklich gelebt hat. Es muß also wohl hinter dem Hinkenden etwas anderes stecken, — aber was? Es gibt helle Köpfe, die erklärten dem Kalendermann kurz und bündig, der Bot' sei deswegen mit einem Stelzfuß dargestellt, weil er mit seinen Weltbegebenheiten hinter der Zeit herhinke. Das klingt zunächst sehr plausibel. Wenn man es aber näher bedenkt, ist doch nichts damit anzufangen, denn die ganz alten Kalender dieses Namens hatten oft gar keine Jahreschronik, wie sie der Hinkende jetzt in den „Weltbegebenheiten“ stets bringt. Oder wenn sie eine solche Rückschau auf das vergangene Jahr brachten, dann war diese doch nicht so wichtig, daß sie hätte dem Kalender den Titel

geben können. In den alten Kalendern war es ja neben Anweisungen zum Uderlassen und zum Purgieren vor allem die Vorhersage der Zukunft, was die Leser zunächst von ihm erwarteten. Die Kalendermacher hatten damals ihre Mühe damit, sich mit ihren vieldeutigen Prophezeiungen nicht zu blamieren. Eher hätte man also einen Sterndeuter im Zauber mantel oder einen Kerl, der in Sieben meilenstiefeln der Zeit vorausseilt, auf dem Kalender abbilden sollen statt eines hinkenden Boten!

Diese Sache ist wohl nicht so einfach, wie sie aussieht, wird der Leser nun denken. Ein Freund des Hinkenden Boten in Durlach schrieb dem Kalendermann, hinter dem Boten mit dem Holzbein sei doch mehr verborgen, als man sehe, sogar eine Gestalt aus der vorchristlichen Glaubenswelt unserer germanischen Vorfahren stecke darin, nämlich der Gott Ziu oder Ziu, an den heute noch der Dienstag erinnere, der in der Heimat des Kalenders Zischtig, d. i. Ziusstag heißt. Diesen Ziu hätten sich die Germanen einarmig oder einsüßig vorgestellt, und das fehlende Bein deute auf das sinkende und sterbende Jahr hin. Eine solche Erklärung wird den meisten Lesern nicht ohne weiteres einleuchten, und der Kalendermann selbst möchte sich zu dieser Erklärung vorläufig nicht äußern, sondern sie gewissermaßen nur als Merkwürdigkeit mitteilen.

In der Arbeitsstube des Kalendermanns, wo der Geist des nun schon seit einhundertsechunddreißig Jahren stramm in die Welt hinausmarschierenden Lahrer Hinkenden Boten weht und wacht, ist schon manchmal über diesen Punkt gesprochen worden, und zwei Männer, die Bescheid wissen in der alten Zeit und in alten Kalendern, haben es dem Kalendermann bestätigt, was er immer schon über die Entstehung des merkwürdigen Titels unseres Kalenders gedacht hat. Der hinkende Bot' — so denkt der Kalendermann — stellt nichts anderes vor als einen alten Soldaten, der in einem Krieg ein Bein verlor. Darauf deutet ja auch noch die uniformartige Bekleidung, der

Schiffhut und die Lanze in seiner linken Hand hin. Nach dem 30jährigen Krieg, als die ersten Kalender dieses Namens erschienen, und nach den ersten Napoleonischen Kriegen, da der Lahrer Hinkende herauskam, gab es wohl viele solche kriegsbeschädigten Hinkemänner. Ihnen zahlte kein Staat und kein Fürst eine Unterstützung, wie sie gerechterweise heute unseren Invaliden zukommt. Sie mußten eben sehen, wie sie durchkamen. Sie wählten



daher oft solche „Berufe“, die sie ständig mit der Öffentlichkeit in Berührung brachten, wo sie Mitleid erregen konnten und davon ihren Vorteil hatten. So kamen diese Hinkemänner darauf, neben anderen volkstümlichen Büchern und Heften auch Kalender zu verkaufen. Man kann sich denken, daß diese Männer gerne gesehen wurden; sie kamen mit ihren Büchern und Kalendern weit herum, wußten daher manches zu erzählen von der Welt draußen und dazu noch von ihren Kriegserlebnissen. Diese hinkenden Boten wurden in den kleinen Städten und in den Dörfern freundlich aufgenommen, sie wurden oft für einen Abend zum Mittelpunkt einer kleinen Dorfgesellschaft, die sich im „Abler“ oder im „Goldenen Löwen“ um

sie versammelte. Da sie auf ihren Kriegsfahrten und als hinkende Boten sich mancherlei Menschenkenntnis und allgemeine Bildung erworben hatten, kam es wohl vor, daß manche dieser Boten über gewisse Dinge, die den Leuten wichtig waren, aus dem Stegreif einen Vortrag hielten. Das war dann eine „Standrede“, wie der heutige Kalenderleser sie noch gerne im Hinkenden liest.

Aber wie kam es, daß dann die Kalender selbst nach diesen Boten genannt wurden? Nun, das kann man sich leicht erklären. Der Drucker und Verleger oder der Kalendermann, die alle es wissen, daß ein guter Titel sehr viel wert sein kann, kamen auf den Einfall, ihren Kalender nach einem solchen hinkenden Kriegsinvaliden zu benennen. Dieser Gedanke erwies sich als sehr volkstümlich und gut und fand darum auch viele Nachahmer. Das Titelblatt unseres Hinkenden darf also heute angesehen werden als ein kleines Denkmal für all die vielen tapferen deutschen Soldaten, die im Kriege verwundet wurden und ihre gesunden Glieder opferten für das Vaterland! In diesem Sinne wird auch der heutige Leser das Bild des Hinkenden Boten so freundlich begrüßen, wie einst der Bürger und Landmann von ehedem die leibhaftigen Hinkemänner willkommen hieß. Rings um die Gestalt des Hinkenden findet der freundliche Betrachter noch allerhand, was zum Nachdenken anregen kann. Ganz im Hintergrund im Himmelsraum sieht man Sonne, Mond und Sterne, die ja eigentlich den Kalender machen und vielleicht sogar unser Schicksal beeinflussen. Das Wappen in der Mitte ist das alte Wappen des Landes Baden, worin der Kalender seine Heimat hat. Darunter tut sich der Blick in die Welt auf, über das Meer und auf ferne Berge. Der Dampfer, der flott über das Wasser hinfährt, sieht freilich nicht so prächtig aus wie heute unsere stolzen

Schiffe „Bremen“ oder „Europa“! Links sehen wir dann Bilder zur Weltchronik: eine Festung, in Pulverdampf gehüllt, anstürmende Heere, Krieg und Kriegsgeschrei, rechts gar eine Stadt in hellen Flammen! Die „gute alte Zeit“ sah, genau betrachtet, doch nicht so gemüthlich aus, wie man es oft rühmen hört. Aber damals, als dieses Bild entstand, war es keineswegs die alte Zeit, sondern die neueste, denn quer durch den Mittelgrund sehen wir eine Eisenbahn sausen. Da die erste Dampfeisenbahnstrecke in Deutschland im Dezember 1835 zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet wurde, sind es erst hundert Jahre her, seit dieses Ereignis das Ende der Postkutschzeit einleitete. Einen alten Postreiter sieht man um diese Zeit doch noch, munter auf seinem Hörnchen blasend, rechts durch die Gegend sprengen. Er bringt dem „Volk“ die neuesten Nachrichten, dem Volk, das links dargestellt ist durch Vertreter der drei Stände: des Nährstandes, Wehrstandes und Lehrstandes.

Die Dinge im Vordergrund, der Weinstock, zwei Äpfel und eine Birne, eine Schnecke und die Puppe eines Schmetterlings, geben uns aber wieder Rätsel auf. Was sollen sie bedeuten? Wollen sie uns nicht anregen zu Gedanken an Zeit und Ewigkeit? Die Jahreszeiten gehen vorüber, der Sommer bringt das Korn, der Herbst das Obst und den Wein. Langsam wie die Schnecke kriecht, geht die Zeit vorüber, und die Schmetterlingspuppe erinnert uns (wie das Bild des Schmetterlings auf alten Grabmälern) an die Unsterblichkeit der Menschenseele und an die Ewigkeit! So steht also schon auf dem Titelblatt die bildliche Mahnung, die der Kalendermann einmal auf einer ehrwürdigen Uhr las:

O Mensch, hab acht,  
so oft es schlägt,  
all Zeit betracht!

## Im Watt verschollen

Dem Leben nach erzählt von Wilhelm Schreiner

**W**att? — Das sind die Strecken zwischen der Küste und den ihr vorgelagerten Inseln. Besonders ausgeprägt gerade am Meeresaum Ostfrieslands. Schlick und Sand lagern dort über altem Kulturland, das beim Einbruch der Nordsee von Doggerbank und vom Kanal her zugleich verloren ging. Doch das ist sehr lange her, länger als unsere Geschichtszahlen zurückreichen. Inzwischen haben Wind und Sand langgestreckte Inseln wie Wellenbrecher vor die Küste gebaut. Da liegen sie, zu siebt wie an der Schnur aufgereiht von Vorkum bis Wangerooge. Zwischen dieser Inselkette und dem Festland dehnt sich das Watt. Zur Zeit der Flut, die zwischen den Inseln hindurch ihre Wassermassen drängt, ist das Watt eine spiegelnde Fläche, befahren und befischt. Mit jedem Stauwasser beginnt eine rückläufige Bewegung, die Ebbe saugt das Watt leer und holt die Wasser der letzten Flut durch dieselben Durchlässe zwischen den Inseln zurück in die Nordsee.

Aber das leergelaufene Watt ist keine flache Schüssel, sondern eine ganze Landschaft mit Erhebungen, Rinnsalen, tiefen alten Bachbetten und neuen Strombetten, oft voll von Muschelbänken, dazwischen weite flache Sandbänke, teils weich, teils fester, in allen Tiefen von Schlick gefüllt, der zäh klebt, wenn er nicht breiig ist, und dann saugend festhält, was einmal hineingerät. In immer gleichem Zeitabstand wechseln Ebbe und Flut, die durch die Wasseradern watein und wataus, mit fast zwei Manneshöhen Unterschied im Wasserstand, so daß von der Flut überrascht zu werden auf einer der Platen, wie man dortzuland die Sandbänke nennt, den Tod bedeutet, wenn nicht vom Land oder der Insel her Rettung kommt. Denn die großen Wasserarme im Watt — Priele heißen sie — machen durch Tiefe und Strömung ein Überqueren unmöglich.

So still und harmlos das Watt bei Sonnenschein und Sommerwetter aussieht, so unheimlich und gefährlich kann es bei Nebel, Sturm und Eisgang sein.

Ich hatte lange mit dem alten Abte Janssen von Langeoog geklönt und mir von der Kuppel des Wasserturms aus, dessen er wartete, die Sicht erklären lassen über die Insel zu Füßen und das nachbarliche Baltrum, das weite, weite Watt, über dessen in der Flut blinkenden Spiegel die feine Linie der Festlandsdeiche herübergrüßte mit einzelnen Häusern, Mühlen, Kirchen und Baumgruppen, die im warmen Abendgold leuchteten.

„Dort und dort...“, belehrte er mich, „kommen die Süßwasser vom Festland durch die Deiche und münden in Watt und See. Siele sind die Orte allesamt benannt. Und zwischen den Inseln da drüben — können Sie's erkennen? — das ist Westeraccummerseel.“

Ich versuchte, den Namen nachzusprechen, und sah ihn fragend an. Da begann er eine Geschichte zu erzählen, die in seinen Jungensjahren sich zugetragen.

Und als ich später vom Strand hereinkam, kam er noch zu mir herüber (ich wohnte bei seinem Sohn) und brachte mir ein vergilbtes Blatt, das er mit seinem Freund Raspar Otten dereinst am Strand in einer Zigarrenkiste unter anderem Strandgut gefunden.

Als ich dies Blatt las, lag ich fest. Ich kam nicht mehr los von dem Schicksal, dessen Urkunde es war. Der Alte merkte es und half mir zu immer deutlicherem Bild, denn er hatte ja alle Beteiligten persönlich gekannt, die Langerooger Schiffer Rounolt und Giltz sowohl als den jungen Siebo Bengen von Baltrum, um dessen Schicksal es ging.

\*

Es war am Vorabend des vierten Advent 1866 und nur noch drei Tage bis

zum Fest. Im Krug von Westeraccum-  
merfiel saßen Rounolt und Eilts, zwei  
Langerooger Fahrleute, und warteten  
auf den rechten Wasserstand zur Heim-  
fahrt. Bald nach Mitternacht gedachten sie  
aufzubrechen. Der Mond schien, und es  
hieß, die Gelegenheit beim Schopfe fassen,  
wenn man zum Feste daheim sein wollte  
bei Weib und Kind. Denn daß so zur  
Winterszeit im Handumdrehen etwas da-  
zwischen kommen konnte, Nebel, Sturm  
oder Eis, dafür hatte man ja seine Er-  
fahrungen. Freilich kannten sie das Fahr-  
wasser von Kindesbeinen an. Aber darum  
ließen sie auch keine Vorsorge außer acht.  
Zumal sie nur ihr kleinstes Boot mit-  
hatten.

Kam da durch den Abend ein drahtiger  
Bursch, kein allzu großes Bündel über  
der Schulter, und entpuppte sich als der  
junge Bengen aus Baltrum. Von Emden  
her des Wegs, wo er auf die Navigations-  
schule ging. Bangte schon darum, ob und  
wie er noch zum Fest zu Muttern hin-  
überkomme auf die Insel. Seine Mutter  
war Witwe, der Vater in See geblieben,  
von den Geschwistern er, Siebo, der  
Älteste. Und nun zum erstenmal in Ferien.  
Ausgelassen wie ein Füllen war er, als  
er die beiden Langerooger Fahrleute  
im Krug entdeckte und sie bereit fand, ihn  
mitzunehmen und auf halbem Weg am  
heimatlichen Baltrumer Strand abzu-  
setzen.

So ging denn der Abend schnell herum,  
denn wenn auch noch nicht allzulange  
konfirmiert, wußte Siebo doch von dem  
im Sommer gewesenen Krieg, von seiner  
Schule, besonders aber von seinen Plänen  
so vieles zu erzählen, daß Mitternacht im  
Fluge da war. Der junge Bengen hatte  
heiße Baden. War auch 'ne Sache, so  
geradewegs über Navigationschule auf  
die Schiffsführung loszusteuern. Steuer-  
mann und dann mal Kapitän werden zu  
dürfen. Kapitän! Für große Fahrt...  
Das war ein Ziel! Junge, Junge! —  
Sein Ziel!

Davon soll man schon heiße Baden  
kriegen!

Und dann morgen bei Muttern sein zu

dürfen. Und bei den Geschwistern, die alle  
nichts ahnten...

Mit großen, weihnachtlich erwartungs-  
frohen Augen sah Siebo Bengen mit den  
zwei Männern im Boot und glitt in die  
mondhelle Nacht hin auf Baltrum zu.

Plötzlich erlosch das Licht aus der Höhe.  
Und um sie wallte es weiß über dem  
dunklen Wasser. Nebel — Nebel!

Die Männer fluchten. Das gab ver-  
tracten Aufenthalt. Aber hin kam man  
doch. Sie kannten ja das Watt. Nur  
dumm, daß man jetzt zu den Riemen  
greifen mußte. Seit der Nebel da war,  
schlief der Wind erst recht.

Erleichtert durften sie aufatmen, als sie  
erstmal den Jungen wieder aufs Trockene  
setzen konnten. Das war doch wenigstens  
geschafft!

Ein herzliches: Danke! Ein erleichteter  
Händedruck. Ein letzter Ruf, und sie  
griffen wieder zu den Riemen.

Siebo Bengen wartete, bis ihre Jolle,  
nachdem sie ihn am heimatlichen Balt-  
rumer Strand ausgebootet, ostwärts in  
den Nebel zurücktauchte. Noch eine ganze  
Weile hörte er das Rumsen ihrer Riemen.  
Nun konnten sie, wenn sie zwischen die  
Inseln kamen, die beginnende Flut aus-  
nutzen und sich vom Strom mit zunehmen-  
der Schnelligkeit nach Osten auf Langeoog  
zu versetzen lassen. Seit der Nebel braute,  
war das kleine Segel ja kaum auszunutzen  
gewesen.

Bald verklang auch das letzte Geräusch  
ihrer Riemen und Siebo war allein.

Allein auf dem noch nachtdunklen  
Strand. Bedächtig hob er sein Bündel  
auf. Er konnte sich Zeit nehmen. Viel-  
leicht kam ja der Nebel bald ins Treiben,  
und dann war die Richtung sicherer zu  
nehmen, obwohl er als Baltrumer Kind  
sie auch so genau zu wissen meinte. Und:  
Zeit hatte er ja. Noch schliefen sie sicher-  
lich drüben im Ostdorf doch allesamt. Er  
kam immer noch früh genug zu Hause an.  
Würde das eine Überraschung geben!  
Wie gut doch, daß er die beiden Fahrleute  
gestern abend! Was wohl  
die Mutter für Augen machen würde und



stolz mit ihrem Jungen nachher zur Kirche gehen! Es war ja letzter Adventsonntag.

Aber der Nebel stand und stand. Schließlich machte sich Siebo doch auf den Weg. Zu aller Vorsicht verließ er im scharfen rechten Winkel das Wasser, in dessen leisem Gludsen sich die langsam einsetzende Flut schon ankündigte. So mußte er am ehesten auf trockenen Strand kommen. Bald hörte er auch nichts anderes mehr, als das Knirschen des Sandes unter seinen Schuhen. Aber es war noch immer nasser Sand. Die Dunkelheit wich einer milchigen Helle, die von Osten aufkam. So konnte er die Richtung nicht verfehlen. Unwillkürlich beflügelte er seine Schritte. Aber der Boden blieb feucht und nicht einmal so fest, wie es nach den ersten Schritten schien. Weiche Stellen, auf denen er tiefer einsank und schlecht vorwärts kam, wechselten mit festen rilligen Flächen. Doch das war er als Inselkind ja gewöhnt. Dabei aber kaum einige Schritte Sicht, trotzdem der Tag doch graute! So dicht hing der Nebel um ihn her.

Wasser spülte plötzlich wieder vor seinen Füßen. Er bog aus. Aber es schien nicht nur ein stehengebliebener Hübel von der letzten Flut zu sein. Na ja, dachte er, ausgerechnet eine der Buchten, in denen das Wattwasser ziemlich ineinander steht, aber wenigstens flach genug zum Durchwaten. Er schritt hinein, um die Stelle zu überqueren. Für nasse Füße gab es schließlich bei Muttern schnelle Abhilfe.

Doch schon nach wenigen Schritten spürte er, wie die Tiefe zunahm und die Strömung lief. Er watete zurück auf den festen Sand. Mit Prieeln ist nicht zu spaßen und keine Sicht erlaubte, Lauf und Breite abzuschätzen. Aber wie kam hier ein Priel her? „Also doch aus der Richtung gekommen, Siebo“, sagte er sich und schmunzelte in sich hinein: da war er nun Navigationschüler und mußte doch vorhin, ohne es zu merken, einen Haken geschlagen haben und zum Wasser zurückgestapft sein, kaum daß er von ihm weg aufgebrochen war. Also wieder einmal im

rechten Winkel absetzen und zurück. Längst fror er nicht mehr. Der Marsch im Sand und die wägenden Gedanken machten ihm warm.

Zum zweitenmal sah er plötzlich Wellen vor sich. Vernehmlich strömende Flut. Er stand im Nebel und starrte. Hielt auf den Fleck. Wendete auf den Fleck. Prüfte mit bohrenden Blicken die Nebel ringsum.



Mit großen, weihnachtlich erwartungsfrohen Augen sah Siebo Bengen mit den zwei Männern im Boot.

Ohne Frage: über das Wasser herüber kam die Helle des Tages immer deutlicher auf. Also war jetzt doch wieder kein Zweifel, wo er stand und wo die Insel liegen mußte. Mit richtiger Überlegung beschloß er zur Vorsicht, sich am Wasser zu halten. Mochte es denn auch länger dauern, bis er heimkam, aber er ging so ganz sicher; wenn er der steigenden Flut folgte, mußte er auf die Stelle treffen, wo das Watt an die festere Wiesentante zwischen Ost- und Westdorf stieß, und gewann dann ja festen Boden. Und dort wußte er freilich Schritt um Schritt Bescheid.

Nun war es doch soweit Tag geworden, daß er trotz des Nebels wenigstens zu seinen Füßen deutlich Einzelheiten sah. Tangreste und Muscheln, Gerüst vom Abraum der Ebbe . . . Er hielt sich hart am Wasser, weiter, nur weiter . . .

Plötzlich atmete er auf. Wenige Schritte voraus lief eine Spur. Dann war es also doch schon geschafft!

Aber die Spur lief ins Wasser. Er stutzte und verhoffte. Kamen die Nebel endlich ins Gleiten? Die Sicht schien besser. Dort drüben eine zweite Spur . . . Nach wenigen Sähen langte er bei ihr an. Sie kam aus dem Wasser.

Er stand und starrte. Dann hob er den Fuß und setzte seinen Schub in die Spur. Und wußte: es war seine eigene Spur. Die dort ins Wasser ging und hier vom Wasser kam. Seine eigene Spur von vorhin.

Plötzlich fror er. Als ob ihn eine nasse kalte Hand ins Genick fasse. Blihartig sah er die Wirklichkeit. Er war im Kreis gelaufen. Im Kreis? Dann war er überhaupt noch nicht . . . auf der Insel, sondern — Siebo fühlte ein unheimliches Wissen hinter ihm hochsteigen, so daß er jedes Haar plötzlich wie im Schmerz zu spüren schien. Zähne Hitze strömte ihm zu Kopf. Sein Herz fing an zu hämmern in der Erkenntnis: du bist auf einer Sandbank abgesetzt. Unseliger Irrtum, der sie alle drei im Nebel genarrt.

Er riß sich zusammen und verglich . . . Ja, das stimmte nun zweifellos: wo er



Ein Schrei brach aus seiner Brust.

noch bis eben die Insel geglaubt, da stand jetzt die Sonne hinter den Nebeln, da konnte also die Insel nicht sein, sondern nur das Watt, in das die Flut jetzt strömte, um alle Platen hoch zu überspülen. Siebo, jetzt geht's ums Leben.

Noch einmal versuchte er, jetzt in rechter

Richtung, durch die Wasser zu waten. Umsonst. Der Strom drohte ihn umzuwerfen. Er mußte zurück aufs Feste. Allerdings das Feste war nur irgendeine der Platen. Wieder lief er am Wasser längs. Schon bald kreuzte er wieder seine Spur. Er blieb ein paar Schritte vom Wasser ab und hezte aufs neue längs. Schneller als er gedacht, war er wieder in seiner Spur. Wie klein der Kreis schon, den er lief! Und schon spülte die Flut über die Stelle, wo der zuletzt gelaufene Kreis angefetzt hatte.

Da wußte Siebo Bengen: jetzt ging's nicht mehr ums Leben . . . jetzt ging's ums Sterben.

Ein Schrei brach aus seiner Brust. Einer nur. Er wußte, wie weit die Platen landab lagen und daß der Nebel Ruf und Schrei rettungslos verschluckte.

Zäh schrat er zusammen, so nah streifte ihn im Flug der Schatten einer Mörwe. Jetzt schrie sie. Aber auch dieser Schrei klang schon fern und matt zu ihm her.

Er lief. Schweiß brach ihm aus allen Poren. Die Kreise wurden kleiner. Als endlich die Sonne einmal mit ihren Speeren den Nebel durchstieß, überfah er schon die wenigen Schritte, die seine kleine Insel jetzt noch maß. Dann war die Sonne wieder weg. Der Nebel dichter als zuvor.

Doch aus ihm her drang in sein Bewußtsein plötzlich wie ein drohendes, mahnendes Lied das Raunen der Flut von allen Seiten. Da stand er still und beschloß, bereit zu sein für den Tod. Siebo, der Junge, der Kapitän werden wollte, und zu träumen gelernt hatte von fernen Meeren und schnellen Seglern und hohen Masten . . . von einer Fahrt ins Leben mit windgeschwelltem Tafelwert . . . und drüben mochten nun Mutter, Brüder und Schwester schon längst zu Gange sein. Er sah alle vor sich, als wäre er mitten unter ihnen. Und war ein Wogen in ihm, stärker als das Wogen, das langsam seine Füße umspülte in schnellem, unheimlich stetigen Steigen. Siebo, der Junge, rang mit dem Sterben, um das er wußte. Die Flut stieg rasch. Siebo, der Junge, betete und ward stille. Sein Taschenbuch kramte

er hervor und schrieb mit dem Dedel der kleinen Zigarrenkiste als Unterlage, in der er Weihnachtsgebäck aus Emden mitgenommen für die zu Hause, auf einen Felsen Papier mit klammen Fingern, in dessen Nässe und Kälte hinaufdrangen zum Herzen, denen drüben auf der heimatischen Insel einen letzten Brief.

Plötzlich straffte sich seine ranke Gestalt, denn da war einer um ihn, nah in den Nebeln.

„Vater“, kam es von seinen bebenden Lippen . . . „Vater!“ Den er nie gesehen, so klein war er noch, als die Mutter ihr Seemannsfrauenlos einst traf, den er nie geschaut . . . den vermeinte er zu sehen, den vermeinte er zu hören: „Kapitän Siebo Bengen!“

Kapitän? . . . Ja, das hatte sein sollen . . . aber es wird nun nie sein.

Und wußte doch zugleich: Ja, es wird sein. Jetzt. Jetzt wird es sein. Und er glaubt sich auf der Brücke . . . Kapitän, der Letzte an Bord auf flutüberbrandetem Schiff . . . und steht . . . ob ihn auch die Flut stößt und zieht und schon schwanken läßt . . . steht . . . bis zuletzt . . . „Kapitän . . . ja, Vater.“

\*

Als der Nebel weicht, kann auch die Winter Sonne, so hell sie scheint, nur noch ein kleines Holzkästchen auf den Wellen treiben sehen. Mit dem Strom irgendwohin.

\*

Wochen später pirschen Abke Jansen und sein Freund Otten mal wieder den Langooger Strand entlang auf Treibgut.

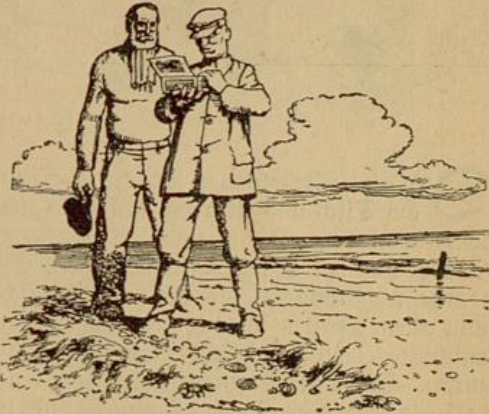
Den glitzernden Reif auf den Tangbüscheln, die sich in der Flutmarke abgelagert, hat die Sonne des jungen Jahres schon weggeleckt. Aber Abke steht gebückt und stochert in den Strähnen des Blasenfangs. Da war doch zwischen Dargstücken etwas wie Bernstein. „Kasper“, ruft er hell . . . Aber der hört nicht.

Der kniet dahinten am Boden. Was hat denn der? Und Abke läßt Bernstein Bernstein sein und springt zu ihm hin.

„Da ist was“, sagt Kasper merkwürdig dumpf und hat eine Zigarrenkiste aus dem

Sand gebuddelt . . . Ein Notizbuch drinnen und verweichte Krümmel Gebäck.

Spornstreichs machen sie sich mit dem Fund auf, quer durch die Süderdünen nach Hause. Vorsichtig trocknen die nassen



„Da ist was“, sagt Kasper merkwürdig dumpf und hat eine Zigarrenkiste aus dem Sand gebuddelt.

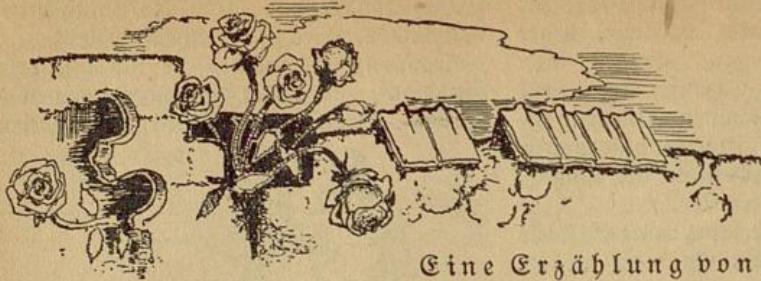
Blätter am Herd und Vater Arnold Jansen entziffert verwaschene Worte . . . Ja, so heißt es, man kann es jetzt deutlich lesen: „Liebe Mutter! Gott tröste Dich, denn Dein Sohn ist nicht mehr. Ich stehe hier und bitte Gott um Vergebung. Seid alle gegrüßt! — Ich habe das Wasser bis an die Knie; ich muß gleich ertrinken, denn Hilfe ist nicht mehr da. Gott sei mir Sünder gnädig! — —“

Es ist 9 Uhr. Ihr geht gleich zur Kirche. Bittet für mich Armen. Daß Gott mir gnädig sei. —

Liebe Mutter, Brüder und Schwester! Ich stehe hier auf einer Platte und muß ertrinken. Ich bekomme Euch nicht wieder zu sehen und Ihr mich nicht! Gott erbarme sich über mich und tröste Euch!

Ich stecke dieses Buch in meine Zigarrenkiste. Gott gebe, daß Ihr diese Zeilen von meiner Hand erhaltet. Ich grüße Euch zum letzten Mal!“

Dann ist's ganz still. Sie wissen alle, von wem das stammt. Längst ist die Kunde von dem Vermissten über die Insel gelaufen. Die Frauen gedenken der Mutter auf Baltrum. Und Abke an den Jungen, der Kapitän werden wollte . . . Kapitän . . . für große Fahrt . . .



## Das entschleierte Schicksal

Eine Erzählung von Anton Dörfler

Der alte Riegelbauer saß mit Sorgen am Tisch und stieg mit Kummer ins Bett, seit sein Sohn und Erbe einem Mäd'el aus der Stadt verfallen schien. Es wurde nicht anders, als diese Agnes sich nun allen Ernstes und mit festem Willen anschickte, es einer richtigen Bäuerin gleichzutun. Für den Alten blieb sie nun einmal die lebendige Drohung eines dunklen Schicksals. Das einzige, was er dawider zu tun vermochte, war, von früh bis nacht der Jungen das Beispiel seiner toten Frau vorzuhalten. Dabei wußte er einen geradezu beschwörenden Eifer zu zeigen, der auch einer derbwüchsigeren Bäuerin als es die verwaiste Agnes war, das Gruseln hätte anhauchen können.

In der ersten Zeit flüchtete sie sich noch in die wenn auch herrische und wilde Liebe ihres Mannes. Nach und nach aber wurde der Christian in seiner Treue und im ganzen Ehehalten mehr verbissen und trohig als verliebt. Es schien ihm vor allem darum zu gehen, vor der Welt mit seiner eigensinnigen Brautwahl Recht zu behalten. Auch ihm war die Frau viel eher Schicksal jezt und kaum mehr Hauswärme, Atem zwischen Brot und Linnen, Schein, der aus der Ferne schon über dem Hof lag.

Ein Mädchen wurde geboren. Unglück im Stall folgte bald darauf, und eines Tages starb mit herben Seufzern hart und friedlos der Alte weg.

Da kam das Verede auf, nicht Kraft, noch Wille fehlten dem Riegelhose, sondern einzig und allein der Segen. Christian und Agnes trugen das bittere Wort nicht gemeinsam. Ein jedes würgte für sich daran herum. Und nie war es deutlicher

zu sehen, daß in beider Herzen Mißwuchs gesät worden, als dann, wenn ihre Blicke sich auf dem verstolenen Weg zu dem Rinde trafen, das nur kümmerlich gedieh.

Schließlich saß der junge Riegelbauer häufig im Wirtshaus. Da konnte es geschehen, daß er sang und zu Streichen und Späßen aufgelegt war, die Herumtreibern besser zu Gesicht gestanden hätten. Der Hof kam herunter und die Nachbarn schwiegen mitten im Gespräch, wenn der Christian erschien. Jahrelang ging das immerzu bergab. Die kleine Sabine kam zur Schule. Niemand wollte ihr Freundin sein. Fahl und mager steckte sie in ihren meist viel zu großen Kleidern. Ihr Haar wurde weder voll, noch kam es zu einer rechten Farbe. Nur die großen, wunderbar hellen Augen schöpften Blick um Blick aus dem Brunnen einer vielleicht verzauberten Seele.

Die Mutter arbeitete auch das noch auf, was der Mann in immer größerem Ausmaß liegen ließ. Weniger und weniger wurde sie freilich darüber und mit der Zeit lief sie in den Kleidern der toten Altbäuerin wirklich als der leibhafte Schatten der Verstorbenen umher. Nachdem alles abgetragen war und keine Flicken mehr halten wollten, erschien Agnes wie gespenstig behangen mit den ausgeframten, hellbunten und wehend leichten Resten ihrer einstigen Stadtkleider. Man konnte bängen, ein starker Wind möchte sie fortwirbeln wie welkes Laub. Niemandem mehr vermochte solch ein Mensch richtig nahe, hell oder gar warm zu sein, am wenigsten dem scheuen Rinde.

Schließlich gab es auf dem Riegelhof nur noch ein lebendes Wesen, dem man weder Not oder Kummer, keinen Mangel

an Lust oder Segen ansah. Das war der große, üppige Rosenstock mitten im zusehends verwahrlosten Garten. Die Jugendfreundinnen hatten ihn der Agnes zur Hochzeit geschenkt. Solange Sabine zurückdenken konnte, wußte sie, daß immer wieder Stunden kamen, wo der Vater lange wegblieb und die Mutter wie eine Tote durchs Fenster auf den Rosenstock starrte, es mochte um sie geschehen oder sich rühren, was da wollte.

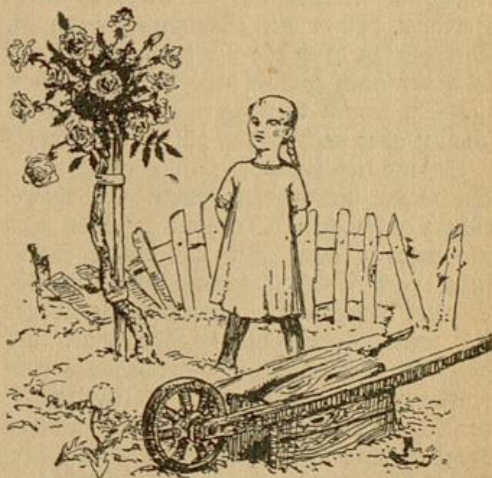
Einmal aber hatte sie diesen Blick auch beim Vater gesehen, der sonst die Rosen so gut wie nicht achtete. Was die Mutter zu ihm gesagt hatte, war Sabine unverständlich geblieben. Der Vater aber antwortete wie für alle Welt so laut, daß er selber anfing neugierig zu werden, wie es ihnen noch ergehen würde. Und dabei faßte er plötzlich auch die Rosen ins Auge, als ob von ihnen Rettung, Antwort oder ein Wunder hervorbekommen könnte.

Es mag nun Zufall gewesen sein oder nicht, jedenfalls glaubte Sabine erst von dieser Stunde an, daß es ernstlich bergab ging mit ihnen allen. Und als der Tag der Versteigerung gekommen war, erschienen die Monate seit dem frevelnden Wort des Vaters wie in graufiger Jagd vorbeigestürzt zu sein. Nun mußte Christian eine Kutschstelle, die man ihm verschaffte, annehmen und Agnes zog mit dem Mädchen ins Armenhaus, das man in einer alten Klosterscheune auf dem Berge eingerichtet hatte.

Die Mutter verließ das Haus nicht mehr. Sabine pflegte sie wie eine Kranke, ohne daß sie es eigentlich war. Bald erzählte man sich im Dorf, sie sei wunderbar geworden und habe das zweite Gesicht. Überall sähe sie Rosen wachsen, mit denen sie spräche wie mit Kindern. Zu Sabines Einsegnung erschien der Vater für ein paar Tage. Alle bestaunten den wie verjüngten, stämmig aufrechten Mann, und nun waren auch die mildesten Leute geneigt, der armen Frau alle Schuld zuzusprechen. Sie hätte wissen sollen, daß sie Unglück bringe.

Sabine hatte ein schönes Kleid bekommen und die Verwandtschaft nahm sie über

die Festtage zu Gast samt dem Vater. Agnes über die Schwelle des Armenhauses zu bringen, gelang nicht. Es wurde viel darüber gesprochen und ein uraltes Weib geheimniste nun gerne von einer Nonne, die vor Jahrhunderten lebendig in die Klosterscheune gemauert worden sei und die nun endlich ihr Opfer gefunden hätte; denn nichts sei gieriger hinter dem Leben her als unerlöste Tote.



Schließlich gab es auf dem Riegelhof nur noch ein lebendes Wesen, dem man weder Not oderummer ansah, das war der große, üppige Rosenstock.

Das Fest war vorbei, der Vater ging wieder seinem Dienst nach und Sabine sollte nun als Magd zu Verwandten kommen. Die Mutter lebte weiter, als habe sie jeden Sinn für die Welt verloren. Auch die bevorstehende Trennung von ihrem Kinde schien ohne Bedeutung für sie zu sein.

Eines Nachts jedoch hörte Sabine sich aus wirrem Traum von der Mutter gerufen. Sie riß die Augen auf und hob die ausgespreizten Hände zur Abwehr vor die Brust. Sie war feucht am ganzen Leibe, als habe man sie aus einem Brunnen hochgezerrt. Wahrlich, der Mund ganz für sich allein fragte aus der Gewohnheit, ob sie Licht machen sollte. Sabine spürte mit Gruseln, wie sie sich in zwei Wesen schied, wovon das eine feucht und verkrampft im Bett hauchte und das andere kühl und weich

mit ihren Worten aus dem Bett gestiegen war. Die Mutter sagte, man brauche kein Licht. Und nun war mit diesen paar Worten auch eine zweite Frau im Zimmer neben jener, die in der Ecke zu Bett lag.

„Merk dir's, Kind, für dieses Leben“, sagte die Mutter ruhig und mit einer viel tieferen Stimme als sonst, „es ist eine Sünde, die lang nicht auslicht, wenn der lebendige Mensch sich merken laßt vorm Herrgott, daß er ein Werkzeug für ihn ist. Das dürfen bloß die Toten wissen. Wer lebt, der muß so sein wie der Vater jetzt ist. Du kannst den Herrgott schon durchschaun; aber nachher hast halt keinen mehr.“

Sabine ließ sich aufs Kissen zurückfallen. Sie wollte nichts mehr hören. Sie wollte richtig aufwachen. Das galt ihr alles noch für einen Traum. In ihre wehe Sehnsucht nach Frieden hinein hörte sie die Mutter weiter reden, ohne daß die Worte sie wirklich erreichten. Ihr war, als hinge sie rücklings aus einem hohen Turmfenster und ein schmerzlicher Wunsch all der Jahre erfüllte sich, ein schimmerndes Haar wüchse ihr und wellte hinab vom Turm zur Tiefe, wie in jenem Märchen. Einen Herzschlag lang glaubte sie an diesen Traum und wurde so klar und leicht davon, daß sie plötzlich mit Lust auf die Mutter horchte. Sie sollte ja aufstehen und sich in den alten Garten schleichen mit Schaufel und großem Korb. Lange schon läge das bereit hinter dem großen Tor unter welcher Streu versteckt. Den Rosenstock sollte sie ausgraben um Mitternacht und heimtragen. Es sei im Keller ein kleines, vermauertes Gewölbe. „Ich hab' es gefunden!“ jubelte die Mutter voll Heimlichkeit jetzt, „ich weiß, daß man von draußen bei kann. Aber nur so viel Stein' hab' ich herausgebrochen, daß ich Erde hineinschütten hab' können. Immer zu schöner, weicher Erde noch schönere, noch lindere. Und jetzt ist es bis oben voll Erde und wir pflanzen den Rosenstock dort ein. Dann ist alles gut. Dann kann sie heraus und in den Himmel.“

Sabine hat gehorcht als ein gutes

Kind. Der Rosenstock war am Morgen nicht mehr im alten Garten des einstigen Riegelhofes.

Auch ohne zunächst einen Beweis abzuwarten, nahm jeder im Dorfe für sicher, daß Agnes sich ihren Rosenstock geholt hatte. Als sie bald darauf begraben wurde, war die nächtliche Tat erst recht geheiligt.

Sabine trat ihren Dienst an und schwieg. Nur manchmal schlich sie sich zum Armenhaus hinauf und blieb dann für eine Weile nicht zu sehen.

Jahre kamen und gingen. Ein alter Onkel Christians war kinderlos gestorben und hatte seine paar Äckerlein und Wiesenstücke samt dem Haus dem seinerzeit vom Hof gekommenen verschrieben. Alles staunte; denn gerade dieser Onkel hatte sich bis zuletzt unversöhnlich gezeigt.

Als nun im Christian das erste eigene Korn wieder reifte, da entdeckten spielende Buben, wie aus der Mauer des Armenhauses Rosen blühten, die sich an langen Stengeln zum Licht drängten.

Sabine hielt dem Vater Haus und Gärtchen in Ordnung. Als Christian mit der Neuigkeit von dem Rosenstock heimkam, ging er mit schwerem Schritt zur Truhe und suchte das Mädchenbild der Toten hervor. Dann ließ er sich auf den Stuhl in der Ecke, auf den Stuhl der Agnes niederfallen, daß er in seinen Fugen wankte. Tränen fielen auf das verblaßte Bild in seinen harten Fäusten, deren Daumen unbeholfen daran herumstreichelten.

„Wofür hat sie nun leben müssen?“ murmelte er ein ums andremal vor sich hin. Als Sabine still blieb und ihrer Arbeit nachging, wie sonst auch, fragte er leiser, ob sie es denn wisse? Er wartete aber gar nicht erst auf eine Antwort. Das Märchen von der eingemauerten Nonne habe sie sich in den Kopf gesetzt und daran sei sie krank und wunderbarlich geworden. Wenn die Menschen sich einmal einredeten, sie wüßten, was der Herrgott vorhabe mit ihnen, dann seien sie schon so gut wie für die Welt verloren.

Sabine sah ihn mit ihren großen, hellen Augen an und war eine einzige stumme Frage.

„Ich hab's an mir erfahren“, sagte er leise, und dann ging er mit dem Bild in der Hand stumm in den Abend hinaus, der eben von den Wäldern der Hügel ins Tal wehte.

Sabine sah ihm nach. Aus den Häu-

fern stieg der Rauch. Das Korn erbraunte leise und drüben im Walde würden die Rehe bald auf die Wiese heraustreten. Es war dem Mädchen auf der Schwelle des kleinen Hauses aus hundert Hauchen einer Ahnung der kühle Tropfen Wahrheit übers Herz geronnen: und du mußt weitertragen, was man bis zu dir her getragen hat.

## Im Frübmorgenschein

Erzählung von Wolfgang Kemter

Eberhard Rainer, der junge Oberförster von Klausberg, betrat nach Dunkelwerden an einem Maiabend das Haus des Bürgermeisters Klaus Bonbrunnen und fragte die im Flur beschäftigte Magd, ob er den Herrn Vorsteher (wie man dort den Bürgermeister nennt) sprechen könne.

In diesem Augenblick trat der Hausherr selbst aus einer Tür und rief, den späten Gast erkennend: „Guten Abend, Herr Oberförster! Was verschafft mir die Ehre?“

„Gott zum Gruß, Herr Vorsteher. Hätten Sie einen Augenblick Zeit für mich?“

„Stehe zu Diensten. Bitte, kommen Sie da herein, da sind wir vollständig ungestört.“

Als sich die Männer dann gegenüber saßen, begann Eberhard Rainer: „Herr Vorsteher, ich komme in einer ganz besonderen Sache. Seit ich nach dem Tode meines Vorgängers vor einem halben Jahre hier meinen Dienst antrat, habe ich im Reviere mit Wilddieben zu tun. Nicht mit vielen und nicht regelmäßig, doch ich fand bald da, bald dort ihre Spuren. Da mir das Revier fremd war und mir gegenwärtig nur ein Heger zur Verfügung steht, gelang es mir bis heute nicht, die Wilddiebe oder den Wilddieb zu erwischen. Vielleicht ist es nur einer überhaupt. Tage und Nächte habe ich geopfert, doch umsonst. Seit gestern jedoch

weiß ich, wer mein Feind ist. Deswegen bin ich da.“

Der Vorsteher hatte dem Beamten mit wachsender Spannung zugehört, nun rief er fragend: „Herr Oberförster!“

„Es war heute“, fuhr dieser fort, „im Morgengrauen oben am Ravennabach. Freilich hat uns die Schlucht, die der Bach dort durchstößt, getrennt, und an eine Verfolgung war nicht zu denken; dies war aber auch nicht nötig, denn mit meinem Zeißglas habe ich den Wilddieb genau erkannt. Dieser Wilddieb, Herr Vorsteher, ist kein anderer als Richard Obermeier, Ihr baldiger Schwiegersohn.“

Da sprang der Vorsteher vom Stuhle auf.

„Herr Oberförster, das ist eine schwere Beschuldigung!“

„Die ich leider aufrecht erhalten muß und zu jeder Stunde mit Eid bekräftigen kann. Ich hätte sofort die Anzeige erstatten und die Verhaftung veranlassen können. Ich sah jedoch aus besonderen Gründen davon ab. Herr Vorsteher, es ist mir bekannt, daß Richard Obermeier in drei Wochen Ihre Tochter heiraten soll, und ich möchte Ihnen und Fräulein Maria die peinliche Lage ersparen, den Hochzeiter am Hochzeitstage hinter Schloß und Riegel zu haben.“

Freilich muß ich Sie bitten, mit dem ganzen Einfluß Ihrer Persönlichkeit auf den jungen Mann einzuwirken, das Wil-

dern zu lassen, und zwar für immer; denn weiter kann und darf meine Rücksichtnahme nicht mehr gehen. Von heute ab könnte ich nur mehr meine Pflicht erfüllen."

Mit diesen Worten erhob sich der Oberförster.

Noch einmal fragte Klaus Bonbrunnen: „Herr Oberförster, eine Täuschung ist ausgeschlossen?“

„Ausgeschlossen!“

„Dann danke ich Ihnen sehr; ich werde morgen schon mit Richard reden. Als



Dieser Wildddieb, Herr Vorsteher, ist kein anderer als Richard Obermeier, Ihr baldiger Schwiegersohn.

Schwiegersohn des Vorstehers darf er solche Passionen selbstverständlich nicht haben. Nochmals herzlichen Dank!“

Die Männer reichten sich die Hand, dann schritt Eberhard Rainer nachdenklich dem Forsthaufe zu, das etwas außerhalb des Dorfes lag.

Er war noch nicht lange in seiner neuen Stellung und kümmerte sich im allgemeinen wenig um die Verhältnisse der Dorfbewohner, von denen der größte Teil ihm noch fremd war. Diesen besonderen Fall aber hatte ihm seine Häuserin erzählt. Er wußte, daß die in drei Wochen stattfindende Hochzeit großen Stiles keine ganz freiwillige von seiten der Braut war. Maria Bonbrunnen gehorchte nur dem

Machtwort ihres Vaters, des beß- und geschlechterstolzen Vorstehers, wenn sie Richard Obermeier, dem einzigen Sohne des reichsten Bauern, der schon seit Jahren gelähmt war, die Hand zum Lebensbunde reichte. Ihr Herz aber gehörte einem andern. Einem jungen Lehrer, der an der Klausberger Schule gewirkt hatte, als armer Dorfschulmeister aber vor den Augen Klaus Bonbrunnens keine Gnade gefunden hatte; denn mit kurzen, harten Worten hatte der Vorsteher die Hoffnungen der beiden jungen Menschen für immer vernichtet. Der Lehrer hatte sich versehen lassen und Maria sich dem Befehl des Vaters gebeugt, der niemals Widerspruch duldete...

Am andern Morgen traf der Vorsteher seinen zukünftigen Schwiegersohn auf dem Felde vor dem Dorfe. Er rief ihn zur Seite.

„Richard, du wilderst?“ fragte er kurz und ohne Umschweife.

Da schoß dem jungen, bärenstarken Burschen das Blut ins Gesicht; das war sicherer als jede Antwort. Verlegen rief er: „Vater!“

„Gestern“, fuhr der Vorsteher fort, „war der Herr Oberförster bei mir. Er hat dich zweifelstfrei oben am Ravennabach wildernd gesehen. Bevor er eine Anzeige erstattete, machte er mir Mitteilung, um uns die Schande zu ersparen, den Bräutigam meiner Tochter am Hochzeitstage im Arrest zu haben. Es ist sonnenklar, daß der Herr Oberförster für diese Freundlichkeit von mir einen Gegenbeweis will. Der ist, daß ein gewisser Richard Obermeier nie mehr ein Gewehr zur Hand nimmt, solange ihm kein Recht zusteht, in den heimatlichen Forsten zu jagen. Hast du mich verstanden?“

„Ja, Vater!“

„Gut, dann bleibt es unter uns. Deinem Vater sage nichts, der franke Mann würde sich sehr aufregen. Aber nun noch eins: Ich will mit dir über diese Sache nie mehr ein Wort verlieren. Punktum! Jetzt geh' an deine Arbeit, sie drängt, das Wetter hält vielleicht nicht mehr lange. Komm' heute abend! — Guten Morgen...“



Einige Stunden nach dieser Unterredung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, bekam Eberhard Rainer durch die Post einen namenlosen Brief. Eine schwerfällige, kaum verstellte bäuerliche Schrift, die dem Oberförster aber gänzlich unbekannt war.

„Gestern nacht“, so hieß es in diesem Schreiben, „hat Richard Obermeier im Hinterstübchen des „Goldenen Hirschen“ mit seinen Freunden gewettet, daß er sich seinen Hochzeitsbraten selbst schießen werde. Geben Sie acht!“

Der Oberförster steckte das Schreiben ein und schenkte ihm weiter keine Beachtung. Der Vorsteher würde inzwischen mit dem jungen Manne schon ein gewichtiges Wort gesprochen haben...

Klausberg, das hübsche, saubere Dörfchen, rüstete mit vereinten Kräften zur Hochzeit der Vorsteherstochter mit dem reichsten Bauernsohne, die am Montag nach dem ersten Maisonntag stattfinden sollte. Viele Hände waren damit beschäftigt, Girlanden zu winden, Kränze zu binden, das Haus der Braut, des Hochzeitlers, die Kirche und den Saal des „Goldenen Hirschen“ zu schmücken und für das Fest zu bereiten...

Der erste Maisonntag war angebrochen. Ein herrlicher Tag. Im Frühhorgenschein wanderte Eberhard Rainer, die Büchse über die Schulter gehängt, waldauf, den würzigen Duft der Tannen wohlighatmend. Tautropfen hingen wie Diamanten an den Sträuchern, und tausend Vogellieder schallten durch den Wald. Sonst aber tiefe Stille und göttlicher Friede.

Friede und Stille wurden jäh gestört. In kurzer Entfernung vom Oberförster krachte plötzlich ein Schuß.

Fast verblüfft über diese unerhörte Wildererfrechheit blieb Eberhard Rainer einen Augenblick stehen, dann aber sprang er rasch bergauf.

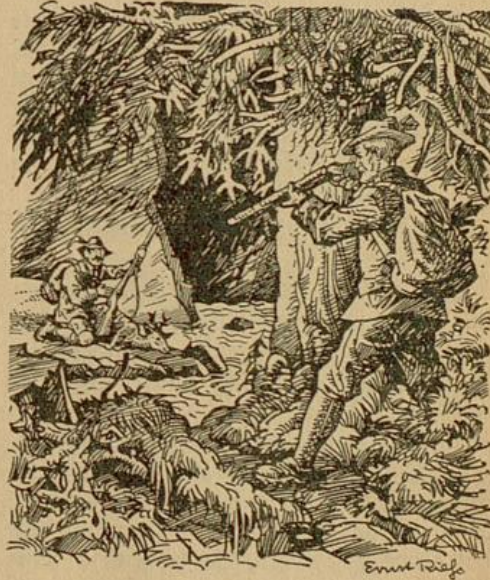
Am Waldrande, gedeckt durch das Unterholz, sichtete er seinen Feind, der auf einer kleinen, steil zum Ravennabach kurz vor der Schlucht abfallenden Wiese

eben den erlegten Rehbock ausweiden wollte.

Dem Oberförster stieg das Blut zu Kopfe. Mit dem Gewehr im Anschlag brach er durch das Unterholz.

„Halt!“ klang seine schneidende Stimme zu dem überraschten Wilddieb hinab, den er sofort erkannte.

Mit einem Fluche sprang der auf, mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er sein



„Halt!“ klang seine schneidende Stimme zu dem überraschten Wilddieb hinab, den er sofort erkannte.

Gewehr an der Wade — und schon krachte sein Schuß. Ein Ast der Tanne, unter der der Oberförster stand, zersplitterte, dann sprang der Wilddieb mit langen Säßen dem Bache zu; tollkühn gewann er mit einem gewaltigen Sprung einen Stein im Bachbette, dann den zweiten. Der dritte Sprung, der ihn gerettet hätte, mißlang, er war zu kurz. Der Wilderer fiel ins Wasser, mit dem Kopfe schwer auf einen Felsbrocken aufschlagend. Im nächsten Augenblick verschwand sein Körper im tosenden Gischt des Wildbaches, gerade als Eberhard Rainer am Ufer anlangte. Aus einem Wirbel sah er noch einmal eine Hand auftauchen, dann — nichts mehr.

Der Oberförster nahm den Hut ab. Das Drama war zu Ende, ein Höherer hatte in diesen Kampf eingegriffen und ihn beendet. Aus der Ravennaschlucht kam keiner lebend.

Langsam schritt Eberhard Rainer wieder die Wiese hinauf, band den Rehbock an seinem Rucksack fest und ging bergab dem Dorfe zu, wo er bei der Behörde die Anzeige erstattete, die ihrerseits wieder den Vorsteher verständigte.

Als die Spätkirche beendet war und die Männer des Dorfes, wie gewohnt, auf dem Kirchplatze stehen blieben, um einen Plausch zu halten, von allem dem zu sprechen, was sie interessierte, machte auf einmal das Gerücht von dem furchtbaren Ereignis die Runde.

Und morgen hätte die Hochzeit sein sollen!

Wie erstarrt standen die Klausberger, und keiner fand das erste Wort.

Richard Obermeier beim Wildern im Ravenabach ertrunken! Allen schien es unfassbar.

Im Obermeierhofs herrschte eine grauenhafte Bestürzung. Der alte Bauer hatte einen schweren Ohnmachtsanfall erlitten. Mutter und Geschwister waren wie vor den Kopf geschlagen, sie hatten ja keine Ahnung davon, daß ihr Ältester auf solchen Wegen gegangen war.

Klaus Bonbrunnen verlor die Geistesgegenwart nicht. Mit seinem Sohne, den Verwandten und Freunden des Verunglückten und zwei Gendarmen zog er sofort auf Suche aus.

Eberhard Rainer schloß sich ihnen beim Forsthaufe an, um die Männer zu führen. Als er dem Vorsteher die Hand reichte, sprach dieser: „Herr Oberförster, ich habe ihn gewarnt!“

„Es tut mir aufrichtig leid, daß der junge Mann diese Warnung nicht befolgte“, erwiderte Eberhard Rainer, „doch er wollte sich den Hochzeitsbraten selbst schießen und hatte ihn schon geschossen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Oberförster?“

Dieser reichte dem Vorsteher den namenlosen Brief.

„Den habe ich am Tage, nachdem ich mit Ihnen über diese Sache sprach, bekommen.“

„Fritz, Oskar, Karl!“ rief der Vorsteher die vor ihm gehenden jungen Leute an. „Wer war dabei, als Richard wettete, er werde sich den Hochzeitsbraten selbst schießen?“

„Wir alle, Vater“, antwortete Karl Bonbrunnen, „wir glaubten es ihm natürlich nicht, darum wetteten wir mit ihm.“

„Ihr habt nicht gewußt, daß Richard wildert?“

„Bis auf diese Wette hat er nie davon gesprochen. Aber wir waren alle schon guter Stimmung und hielten es für Spaß.“

Der Vorsteher reichte den Brief herum, doch niemand kannte die Schrift.

Sie schritten weiter.

„Diese unglückselige Leidenschaft hat schon viel Unglück in unsere Familien gebracht“, meinte Klaus Bonbrunnen.

„Und manchem meiner braven Kollegen und Familienvater das Leben gekostet. Einen halben Meter tiefer, und auch ich sähe die Sonne dieses Tages nicht mehr scheiden“, schloß Eberhard Rainer ernst.

Da verstummte der Vorsteher.

In blutroter Blut versank der Sonnenball, der Maiensontag ging zur Rüste. Die ersten Abend Schatten fielen, als die Männer heimkehrten. Alles Suchen war vergebens gewesen...

Als Klaus Bonbrunnen sein Haus betrat, waren die Girlanden, war aller Schmuck verschwunden.

Im Flur trat ihm Maria entgegen. Bläß, aber mit trockenen Augen.

Das sah der Vorsteher, und die Adern schwellen an seiner Stirne.

„Du hast wohl so was Ähnliches erfleht?“ fragte er zürnend.

Maria wurde noch um einen Schein bleicher, aber in ihre Augen trat ein seltsames Licht.

„Vater, da sei Gott davor. Nie und

nimmer, aber er hat mich vor der unsagbaren Qual dieser Ehe bewahrt, in die du mich erbarmungslos gezwungen hättest."

Vor dieser Anklage, vor den Blicken seiner Tochter wich Klaus Bonbrunnen zurück.

"Maria!" rief er, "ich meinte es gut, ich wollte dich auf diesem Hofe wissen, dem schönsten im Kreis."

"Was ich dachte, was ich fühlte, war dir nichts!"

"Das war nie Brauch in unseren Geschlechtern!"

"Ich weiß es und hätte mich gebeugt, auf Kosten meines Glückes. Aber — ich bin aus demselben Holz wie du, ich kann nicht heucheln und kann nicht trauern."

Da sank der Zorn des harten Mannes wie erlöschendes Feuer.

"Wir Menschen sind klein und ein Nichts. Ein höherer Wille steht über uns, er hat sich mir gezeigt. Maria, nicht zum zweitenmal werde ich dir im Wege sein."

"Vater, ich weiß nicht, ob ich dir danken kann, vielleicht ist es zu spät. Ich muß es tragen."

Mit diesen Worten ging Maria an ihrem Vater vorbei in ihre Kammer. Mit keinem Gedanken hatte sie eine solche Lösung ersehnt, nun sie aber doch gekommen war, konnte sie nur befreit aufatmen, so leid es ihr um das blühende Menschenleben tat, das im Ravennabach zugrunde ging...

Weltenfern, in steiler Bergeshöhe, lag ein kleines Dorf. Im Sommer von Wind und Wetter umbraust, von Felsstürzen, und im Winter von Lawinen bedroht, barg es nur wenige Menschen, die aber allen Gefahren zum Troste zäh an der Väterscholle hingen.

Dort hinauf, beinahe bis zu den Wolken, hatte sich Hans Rochold der junge Lehrer, versetzen lassen, als tief unten im Tale seine schönste Lebenshoffnung in Trümmer, als ihm Maria Bonbrunnen für immer verloren ging. Und es war ihm gerade recht, daß das kleine Gemeindehaus, in dem auch das Schulzimmer und sein

Stübchen untergebracht waren, an einer Stelle stand, wo schon vor Jahrzehnten eine Lawine das frühere Haus weggefegt hatte. Vielleicht kam wieder einmal eine solche Lawine oder ein Felsbrocken vom Berge, die über Nacht das Haus und sein Leben, das ihm Sinn und Zweck verloren zu haben schien, in Grund und Boden schlugen.



Maria wurde noch um einen Schein bleicher, aber in ihre Augen trat ein seltsames Licht.

In einer solchen Stimmung war Hans Rochold. Er mißte die Menschen, so gut er konnte, und war froh, daß ihm sein Beruf im Bergdorfe viel freie Zeit ließ, in der er freudlos durch Berg und Wald wanderte. Wöchentlich einmal brachte ihm der Postbote ein Päckchen Zeitungen, die ihm ein Freund sandte, als einziges, was ihn noch mit dem brandenden Leben da unten verband.

An einem stillen Maiabend saß er auch wieder auf der Bank vor dem Schulhäuschen und las in den an diesem Tage gekommenen Blättern. In einem von ihnen las er von der Wilderertragödie am Ravennabach. Sein Herz klopfte zum Zerspringen, und seine Pulse flogen. Vergessen waren Zeit und Raum, Vergangenheit und Gegenwart.

Am Tage vor der Hochzeit war das dort unten geschehen, Maria Bonbrunnen also wieder frei.

Ein winziges Fünkchen Hoffnung erglomm, erlöschte aber fast im selben Augenblicke wieder.

Ob Richard Obermeier war oder nicht, das besserte die Aussichten des Dorfschulmeisters um keinen Deut.

Als dann aber der Landbriefträger am Ende der anderen Woche wieder die Zeitungen brachte, war auch ein Brief für Hans Rochold dabei.

Seit sich der junge Lehrer von der Gemeinschaft der Menschen gelöst hatte, unterhielt er kaum mehr eine Verbindung mit dem Tale. Gleichgültig öffnete er den Umschlag, las aber mit wachsender Spannung:

„Lieber Herr Lehrer! Als ich meiner Tochter Maria den Richard Obermeier zum Gatten bestimmte, folgte ich einem uralten Brauche der Höfbesitzer und tat, was unsere Väter vordem getan hatten. Der, der über uns steht, aber brachte es mir zum Bewußtsein, daß es nicht gut sei, zu trennen, was er zusammensügen wollte. Sie werden von den letzten Ereignissen bei uns gelesen haben, und ich kann Ihnen nur mitteilen, daß ich es nicht ein zweitesmal wagen würde, in das Leben eines meiner Kinder einzugreifen, und ihr Schicksal bestimmen zu wollen. Maria weiß von diesem Briefe nichts, und ich muß es Ihnen überlassen, nach der Lektüre nach Ihrem Gutdünken zu handeln. Sollten Sie eine Rückversetzung nach Klausberg anstreben, würde sich das zu Beginn des nächsten Schuljahres leicht machen lassen, da Ihre Stelle an unserer Schule bis heute nur von einem Probekandidaten besetzt ist. Mit Gruß Klaus Bonbrunnen.“

Verwundert schaute Hans Rochold um sich. Ein Leuchten lag über Berg und Fels und Wald und Alm, das er nie mehr zu sehen geglaubt hatte.

Er zögerte nicht und ging zum Pfarrer, bat ihn, die Schule für einen Tag zu übernehmen, da er in dringender Sache zu Tal müsse. Der freundliche alte Herr ließ ihn gerne ziehen.

Hans Rochold ruhte vorerst noch ein paar Stunden, bald nach Mitternacht aber trat er seine Wanderung an.

Auf Weg und Steg lag das Silberlicht des Mondes und leuchtete ihm auf der Fahrt ins Glück.

Im Frühlmorgenschein trat Hans Rochold aus dem Walde und hatte Klausberg vor sich. Als er am Forsthause vorüber wollte, trat zu einem Frühgang gerüstet Eberhard Rainer aus der Tür. Er sah den Wanderer und erkannte ihn sofort.

„Hans Rochold“, rief er staunend und doch fast zweifelnd, „bist du es oder dein wandelnder Geist?“

Der Lehrer lachte. Es war ein frohes, helles Lachen.

„Eberhard, ich bin es in Wirklichkeit. Gott zum Gruß. Ich las vor kurzem, daß du hier als Oberförster sitzt und beglückwünsche dich zum raschen Aufstiege.“

Die Freunde von einst, die gemeinsam dasselbe Gymnasium besucht hatten, reichten sich die Hand zu herzlichem Drucke.

„Wo in aller Welt bist du gelandet?“ fragte der Oberförster, „und wo willst du in dieser Morgenfrühe hin? Leider habe ich nie mehr etwas von dir gehört.“

„Gegenwärtig bin ich Schulmeister in St. Andrä.“

„In dieser Einöde!“

„Sie paßte zu meiner Stimmung wie

**Wir wollen uns den Wiederaufstieg der Nation durch unseren Fleiß, unsere Beharrlichkeit, unseren unerschütterlichen Willen verdienen.**

A D O L F H I T L E R

kein anderer Ort der Erde. Nun will ich aber meine Rückversekung nach Klausberg betreiben, da sich der Vorsteher bereit erklärte, mir behilflich zu sein."

Da kam über Eberhard Rainer ein plötzliches Verstehen.

"Von einer Rückversekung sprichst du, dann warst du also schon einmal in Klausberg?"

"War ich."

"Dann, mein Sohn, bist du in die Einsamkeit geflüchtet, weil Klaus Vonbrunnen, der Vorsteher, seine Tochter zwingen wollte, den Richard Obermeier zu nehmen."

"Das hast du gut erraten, Freund Eberhard. Es hat sich in wenigen Tagen viel verändert, und du hast ja auch in diesem Drama eine Rolle gespielt. Der Vorsteher hat mir geschrieben; seit Mitternacht bin ich auf den Füßen."

"Hans, nun errate ich noch mehr. Maria Vonbrunnens und deine Lebensbahn werden nun doch zusammenstoßen. Glück auf und meine herzlichsten Wünsche. Nun komm zuerst aber mit mir ins Haus. Für einen Besuch ist es selbst für dörfliche Verhältnisse noch zu früh, und du wirst Durst und Hunger haben nach einer solchen Wanderung. Ich habe zwar schon gefrühstückt, dir zuliebe trinke ich noch eine Tasse Kaffee."

Während sie ins Haus gingen, fragte der Lehrer: "Du bist noch ledig, Eberhard?"

"Noch, aber nicht mehr lange. Bis du nach Klausberg zurückkehrst, wirst du in Forsthaufe eine Oberförsterin finden. Nach Pfingsten heirate ich. Kläre ist die Tochter meines gegenwärtigen nächsten Vorgesetzten, des Forstmeisters Rotenbach in Marienegg."

"Also dann auch dir meine besten Wünsche."

"Danke. Ich freue mich, daß du nach Klausberg kommst; hoffentlich werden wir, vielleicht zu viert, manchen Waldgang und manche Bergfahrt mitsammen machen."

Lange saßen die beiden Freunde, die

sich so unverhofft wieder getroffen hatten, beisammen und erzählten sich gegenseitig von alten Zeiten und gemeinsamen Bekannten. Dann aber trennten sie sich. Der Oberförster ging dem Walde, Hans Rochold dem Dorfe zu.

Klaus Vonbrunnen stand unter der Haustür, da sah er den Lehrer kommen. Er ging ihm ein paar Schritte entgegen und rief: "Guten Morgen und Gott-



Im Frühmorgenschein trat Hans Rochold aus dem Walde und hatte Klausberg vor sich.

willkommen im Vonbrunnenhause, Herr Lehrer!"

"Grüß Gott, Herr Vorsteher. Als ich Ihren Brief gelesen hatte, hab ich keinen Augenblick gezögert, Schul' und Berg im Stiche gelassen und bin die Nacht durchgewandert."

"Das danke ich Ihnen, Hans Rochold. Kommen Sie!"

Er führte den Lehrer in sein Zimmer, dann ging er Maria holen.

"Da drinnen ist einer, der dich sprechen will!"

Mit diesen Worten schob er seine Tochter ins Zimmer und schloß hinter ihr die Tür.

Als er nach einiger Zeit auch ins Zimmer trat, da fand er dort zwei frohe Menschen, zu denen das Glück gekommen war.

„Vater“, rief Maria Vonbrunnen, in deren Augen ein warmer Schein war, „du hast Hans gerufen?“

„Das war ich dir schuldig, mehr konnte ich nicht tun, aber nun seid ihr einig, das sehe ich, das weitere wollen wir bereden.“

Klaus Vonbrunnen machte Vorschläge, mit denen Hans Rochold gerne einverstanden war. Im Herbsttermin sollte der Lehrer nach Klausberg kommen, im Frühjahr sollte Hochzeit sein. Da der junge Vonbrunnen bald auf einen Nachbarhof einheiratete, sollten Rocholds beim Vater bleiben und Maria, wie bisher seit dem Tode der Mutter, dem Haushalte vorstehen. So wurde es bestimmt.

Am Abend trat Hans Rochold seine Bergfahrt an, denn am Morgen wollte er wieder Schule halten. Maria begleitete ihn bis zum Forsthaus, wo der Lehrer seiner Braut den Freund vorstellte.

„Fräulein Maria“, sprach der Ober-

förster, „ich habe Hans schon gesagt, daß ich mich außerordentlich freue, ihn bald wieder hier zu haben. Ich sehe voraus, daß auch aus Ihnen und Kläre Freundinnen werden.“

Nun war es aber Zeit für Hans Rochold. Er küßte Maria und reichte dem Freunde die Hand.

„Leb wohl! Am nächsten Samstag komme ich über den Sonntag. Auf Wiedersehen!“

Mit weitausholenden, berggewohnten Schritten stieg er aufwärts, während der Oberförster mit Maria ins Dorf zurückging, da er noch mit dem Vorsteher zu reden hatte . . .

Im Frühhorgenschein stand Hans Rochold wieder oben in seinem Dörfchen auf einem weiten Luginsland.

Sein Blick ging hinauf zu den Bergen und ewigen Firnen, dann hinunter in die Täler, von wo die Siedlungen der Menschen heraufgrüßten.

Schön war die Welt — herrlich das Leben!

## Maulspitzen und pfeifen

Eine Gesellschaft von Spitzbuben, die im Walde lagerten und sich dort nach dem Verzehr von guten, bei ihren Raubzügen erbeuteten Sachen auf allerhand Arten die Zeit vertrieben, kam auf den sonderbaren Gedanken, einmal zu probieren, wie das Gehängtwerden eigentlich schmecke. Jeder sollte das doch einmal gekostet haben. Natürlich wollte man es nicht bis zum Letzten treiben. Es wurde ausgemacht, daß man den Hängenden abschneiden sollte, sobald die Geschichte für ihn gefährlich würde. Dem ersten Gefellen, der sich den Strick um den Hals legte, wurde gesagt, er möge durch einen kräftigen Pfiff mit dem Munde zu erkennen geben, daß es nun Zeit sei, ihn abzunehmen, da es sonst ernst würde mit der Sache.

Darauf zog man ihn hinauf und machte das Seil fest. Dem zwischen Himmel und

Erde Schwebenden schnürte das Seil aber so kräftig die Kehle zu, daß er nicht mehr imstande war, einen hörbaren Pfiff von sich zu geben. Er bemühte sich, bei herabhängender Zunge, nur krampfhaft, den Mund zu spitzen. Die Diebsbrüder, die das von unten sahen, lachten; denn sie glaubten, er mache einen Spaß, und sie riefen ihm zu: „Do hilft kei' Maulspitze — piffe mueß were!“ Als aber nach längerem Zuschauen und Warten der zur Probe Aufgehängte keinerlei Pfeifton von sich gab, sondern ganz ruhig wurde, merkten die Schelme, daß sie ihren Kameraden richtig gehängt hatten, trösteten aber ihr leichtes Gewissen damit, daß sie sagten, es sei doch über kurz oder lang ihm bestimmt gewesen, zwischen Himmel und Erde zu schweben und dem Nachtwind zum Spielzeug zu werden.

— rtf —